

// Simone Grosser

A hand-drawn mind map centered on 'Mobilität' (Mobility). The central node is 'Mobilität' in an oval. Branches include: 'Pendlerverkehr' (commuter traffic) with a train icon; 'Unabhängigkeit' (independence) with roller skis; 'Freiheit' (freedom) with footprints; 'erweitertes Denken' (expanded thinking) with a lightbulb; 'Bewusstheit' (awareness) with a person icon; 'Freizeit' (free time) with a person on a bicycle; 'Schnellbahn' (high-speed train); 'Angeboten' (offerings) with a bus icon; 'Bus'; 'Tahmad' (motorcycle) with a motorcycle icon; 'offen' (open); 'vielfältige Beweglichkeit' (diverse mobility); 'Auto' (car) with a car icon; 'Skateboard' with a skateboard icon; 'Flexibel' (flexible); and 'Roller' (roller skis).

Wien: Paulo Freire Zentrum, März 2010

// Gerald Faschingeder
// Andreas Novy
// Sarah Habersack
// Simone Grosser

Ungleiche Vielfalt der Mobilität

Aktion & Reflexion
Texte zur transdisziplinären
Entwicklungsforschung und
dialogische Bildung

Heft 5
Wien: Paulo Freire Zentrum, März 2010

Der vorliegende Text wurde im Rahmen des Sparkling Science Projektes „Vielfalt der Kulturen - ungleiche Stadt“ verfasst.

Das Umschlagfoto entstand im Rahmen eines Workshops im BG 18 - Kloostergasse im Jänner 2010 und wurde von einer SchülerInnengruppe erarbeitet.

finanziell unterstützt von

Österreichische
= Entwicklungszusammenarbeit



Inhalt

Prolog: Kleiner Abgesang auf die Mobilität.....	2
1 Mobilität im Spannungsfeld „ungleicher Vielfalt“	7
1.1 Geschichte des Begriffs	7
1.2 Geschichte des Phänomens	8
1.3 Sparkling Science-Wissensallianz.....	12
2 Die sozialräumliche Dialektik von Mobilität	15
2.1 Mobil in Zeit und Raum	15
2.1.1 Mobil in der Zeit	15
2.1.2 Mobil im Raum	15
2.2 Räumliche Mobilität	17
2.2.1 Verkehr.....	17
2.2.2 Raumnutzung	19
2.2.3 Migration.....	23
2.2.3.1 MigrantInnen in Österreich und Wien	26
2.2.3.2 „Fahrendes Volk“ – Roma in Wien.....	28
2.2.4 Virtuelle Mobilität.....	29
2.3 Soziale Mobilität.....	31
2.3.1 Freiheit und Wohlfahrtsstaat	31
2.3.2 Arbeit als Aufstiegschance.....	34
2.3.3 Bildung und die Hoffnung auf den Aufstieg der Kinder.....	35
2.3.4 Sprache	39
3 Vielfältig ungleiche Mobilität – ein Forschungsprogramm	44
4 Literatur	46

Prolog: Kleiner Abgesang auf die Mobilität

Es war kalt in Bogotá.
Alle Restaurants hatten Ruhetag
in Mindelheim an der Mindel.
Auf Fidji strömender Regen.
Helsinki war ausgebucht.
In Turin streikte die Müllabfuhr.
Überall Straßensperren
in Bujambara. Die Stille
über den Dächern von Pécs
war der Panik nahe.
Noch am ehesten auszuhalten
war es unter dem Birnbaum
zu Hause.

Hans-Magnus Enzensberger

In: ders., Die Geschichte der Wolken. 99 Meditationen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003.
S. 72.

Gedichtbetrachtung

von Gerald Faschingeder

Enzensberger bringt einen Widerspruch auf den Punkt: Einerseits sind wir alle vom Wunsch bewegt, zu anderen Orten zu gelangen. MancheR möchte vielleicht nur aus der Stadt auf das Land, andere wollen die Welt bereisen. Andererseits aber führt Mobilität die menschliche Beschränktheit vor Augen, die Begrenztheit der Möglichkeiten, die Vergeblichkeit des Mühens: Restaurants sind geschlossen, es regnet in Strömen, die Müllabfuhr streikt. Anderswo gibt es gar Straßensperren. Enzensberger wirft Frustrationen des Reisens nebeneinander, wohl wissend, dass sie unvergleichlich sind: Wieviel leichter ist es, einen Regen auszuhalten, als sich dem Risiko auszusetzen, das hinter einer Straßensperre wartet? Der Dichter weiß zu überraschen, mit beinahe jeder Zeile finden wir uns an einem anderen Ort, in einer neuen misslichen Lage. Und er macht ein Rätsel daraus: Wo liegt Mindelheim an der Mindel? Im bayrischen Alpenvorland. Fidji, Helsinki und Turin mögen wir kennen, aber Bujambara? Hier handelt es sich um die Hauptstadt Burundis, und Enzensberger spielt mit den „Straßenbarrikaden“ auf den Bürgerkrieg in diesem Land an. Mobilität bringt nicht nur um die ganze Welt, sondern auch an neue Grenzen. Zuletzt ist es die Stille, die über den Dächern des ungarischen Pécs der Panik nahe ist. Ein starkes Oxymoron. All das ist zuviel, Enzensberger führt uns wieder nach Hause, unter den Birnbaum. Das Bild strahlt Behaglichkeit aus. Doch wer von uns besitzt einen Birnbaum? Wer kann eigentlich einen

Garten sein eigen nennen, in dem Obstbäume wachsen? Enzensbergers Gedicht erzählt von einer Weltreise, die ins Zuhause führt. Es ist wohl eine sehr wohlhabende Person, die hier das lyrische Ich bildet. Der Gipfel des Luxus ist es, zuhause bleiben zu dürfen. Das Motiv ist bekannt, unzählige Aphorismen erzählen davon, dass die große Reise in die Fremde ja doch nur zu einem selbst führe. Bekannt und beliebt ist jene Version der Geschichte, die der Kinderbuchautor Janosch erzählt: „O wie schön ist Panama“ berichtet von den beiden Freunden Tiger und Bär, die sich vermeintlich auf den Weg nach Panama machen, aber de facto im Kreis wandern und zuletzt in ihrem eigenen Zuhause ankommen. Da ihr Haus in der Zwischenzeit verwahrlost ist, erkennen sie es nicht und denken, sie seien in Panama angelangt (vgl. Janosch 2005).

Man ist verführt, aus solchen Fabeln zu schließen, dass man gut auf Mobilität verzichten könnte. Janosch meinte zu seiner Geschichte: „Jeder lebte schon immer im Paradies, hat es nur nicht gewusst.“¹ Doch die Pointe solcher Geschichten ist, dass nur solche Menschen darauf verzichten können, die sich erstens das Reisen leisten können (sonst verzichteten sie ja auf nichts) und zweitens ein Zuhause haben (denn sonst würden sie bei ihrer Wiederkehr dort nicht sich selbst finden). Ein bildungsbürgerliches lyrisches Ich erzählt uns von seiner Selbstsuche. Flüchtlinge, AsylwerberInnen, ArbeitsmigrantInnen würden gerne zuhause unter ihrem enzensbergerischen Birnbaum sitzen. Für sie ist Mobilität kein Umweg auf der Selbstsuche, sondern nackter Zwang im Kampf um Existenz.

Doch auch in diesem Punkt vermag Enzensberger zu überraschen: Im Bild des Birnbaums scheint eine möglicherweise biedermeierliche Beschaulichkeit verortet zu sein. Enzensberger evoziert damit aber Hölderlins „Hälfte des Lebens“, dessen erste Verse lauten: „Mit gelben Birnen hängst / Und voll mit wilden Rosen / Das Land in den See“. Es ist bekanntlich kein naives Heimatgedicht, das wir hier vorfinden, endet es doch mit den Versen: „Die Mauern stehn / Sprachlos und kalt, im Winde / Klirren die Fahnen“ (Hölderlin 1998: 134). Hölderlin kehrt das Bild der Fülle, durch „holde Schwäne“, „wilde Rose“ und „gelbe Birnen“ inszeniert, in sein Gegenteil: „sprachlose Mauern“ und „klirrende Fahnen“ stehen für die neue Heimatlosigkeit. Dieser zu entkommen, wird Mobilität von Nöten sein.

Enzensbergers Gedicht kann uns insofern Türöffner für ein erweitertes Verständnis von Mobilität sein. Zum einen geht es um das Reisen, aber nicht nur um das freiwillige Reisen, sondern auch um Migration aus Notwendigkeit. Zum anderen wird dabei deutlich, dass

¹ <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/jungeleser/496319/>; 19.1.2010.

Mobilität eine zutiefst soziale Frage ist: Wer reist wohin und warum? Wer reist weit, wer reist nicht? Mobilität ist nicht sozial gleichgültig.

Hans-Magnus Enzensberger singt den Abgesang auf die Mobilität. Für andere aber steht es nicht zur Disposition, auf Mobilität zu verzichten. Die meisten Menschen auf dieser Welt sind in ihrer Mobilität eingeschränkt. Genauer müsste es heißen: Eingeschränkter als eine kleine Minderheit, die über besondere Ressourcen verfügt, die eigene Mobilität zu erhöhen, die dank ihres Geldes weite Reisen unternehmen und dank eines gültigen Reisepasses Grenzen mühelos überschreiten kann. Gans besonders gilt dies für jene Menschen, die als „mobilitätseingeschränkt“ bezeichnet werden, ein Synonym für Menschen mit körperlicher Behinderung.

In einem erweiterten Sinn aber sind alle Menschen mobilitätsbeschränkt, Arme wie Reiche. Es ist die Natur des Menschen, in Raum und Zeit eingebunden zu sein, und nicht willkürlich den Ort wechseln zu können. Autos, Flugzeuge, Fahrräder, die eigenen Beine können helfen, mobil zu sein. Diese stehen nicht-behinderten und behinderten Menschen, Armen und Reichen in unterschiedlichem Ausmaß zur Verfügung.

Weiters aber geht es in Enzensbergers Gedicht um eine geistige Form der Mobilität: Wer bin ich und wo kann ich mich suchen? Immer wieder erinnere ich mich an jenes Schularbeitsthema, vor dem ich vor gut 20 Jahren versagt habe: „Voyage autour de ma chambre“, die „Reise um mein Zimmer“. Punkt, das war die ganze Angabe zur Schularbeit. Ich war überfordert, wusste ich nicht, wie ich ausgerechnet mein Zimmer mit einer Reise in Verbindung bringen sollte.

Wie ich erst vor zwei Jahren erfahren habe, geht diese Formulierung auf den französischen Romantiker Xavier de Maistre (1763-1832) zurück, der 1794 damit seinen Abgesang auf die Mobilität (übrigens anonym) veröffentlichte. Während andere die Welt beschreiben, werde ich mein Zimmer beschreiben, so die Devise des Textes. Spiele mit der Erwartung der LeserInnen, Ironisierungen, Sinnumkehrungen machten daraus den Anti-Roman einer Anti-Reise. Die Nicht-Reise unternahm der Ich-Erzähler nicht ganz freiwillig, fand er sich doch sechs Wochen lang in Hausarrest. Er nutzte die Gelegenheit aber zur Parodie auf die Reiseerzählungen seiner Zeit. Der Ich-Erzähler verfügte über eine geistige Wendigkeit, die ihresgleichen sucht. Er war mobil, auch wenn er in seinem Zimmer nur zwischen Bett, Tisch und Fauteuil wechselte (vgl. Maistre 1922).

Den Hinweis auf die Herkunft jenes Schularbeitsthemas, an dem ich, geistig wenig wendig, scheitern sollte, verdanke ich Arthur Köstler, der sich an de Maistre erinnert, als er im Spanischen Bürgerkrieg von den Franco-Truppen als feindlicher Spion inhaftiert wird (vgl. Koestler 2005). Ich lernte daraus mehreres: Mobilität ist auch eine mentale Kategorie; Gefangene sehr unterschiedlicher Epochen erinnern sich dieser Fähigkeit und schöpfen daraus Kraft; man kann diese Subversion des Geistes gegenüber der räumlichen Immobilität im schulischen Kontext aber auch dazu nutzen, SchülerInnen zu demütigen. Hätte meine Französisch-Lehrerin doch damals dargelegt, was es mit der Formel von der Reise um mein eigenes Zimmer auf sich hat, wäre mir klar geworden, dass es hier nicht um einen Spleen melancholischer Heranwachsender geht, sondern um Existenz Erfahrungen, die ich niemals geteilt habe. Mein Scheitern wäre mir verständlich geworden.

Nun genug der Vergangenheitsbewältigung. Dieser einleitende Essay sollte deutlich machen, dass Mobilität ein komplexes Thema ist, das durchwegs faszinierende Seiten hat. Zur räumlichen Dimension tritt die soziale Komponente. Diese beiden wären weiters durch die kulturelle zu ergänzen: Wer wann wie mobil ist, ist auch eine Frage des kulturellen Zugangs. Es gibt eine Kultur des Reisens wie auch eine Kulturkritik des Reisens, übrigens ebenfalls wesentlich von Hans-Magnus Enzensberger bereits in den 1950er Jahren provoziert (vgl. Enzensberger 1953). Aber gerade die Frage der geistigen Mobilität verweist auf Fragen der kulturellen Identität. Hier kann kulturelle Vielfalt mitunter unterschiedliche Herangehensweisen hervorbringen.

Die einleitende Gedichtbetrachtung hat den breiten Bogen aufgespannt, der sich rund um das Thema Mobilität in seinen vielfältigen Facetten rankt. Mobilität ist zu einem wesentlichen Bestandteil des Alltagslebens der meisten Menschen geworden. Ja, sie ist ein wesentliches Element eines glücklichen Lebens, gerade für junge Menschen, aber auch für all die, denen Reisen verboten war. Für Jugendliche ist Mobil-Sein wichtig, steht es doch für Flexibilität, Offenheit und sozialen Aufstieg. Mobilität eröffnet Freiheit: Von den wahren Abenteuern, die sich im Kopf abspielen – also virtuell, aber real sind –, bis hin zum Radfahren, Fliegen und dem Schnuppern in neue Berufsfelder. Immobilität hingegen steht für Begrenzung und Zwang. Wir vermuten, dass die Beziehung dieser verschiedenen Dimensionen nicht zufällig ist, sondern strukturelle Ursachen hat. Vor allem interessiert uns, wie kultureller Hintergrund und soziale Herkunft das Mobilitätsverhalten von Jugendlichen beeinflussen. Dies ist das Thema des vorliegenden Readers, der sich in drei Teile teilt. Im ersten Kapitel wird das Thema angerissen, der Begriff Mobilität historisch hergeleitet und definiert, um dann in das Spannungsfeld ungleicher Vielfalt eingebettet zu werden. Im zweiten Kapitel wird die Dialektik sozialer und räumlicher Mobilität ausführlich dargestellt, um im abschließenden dritten Kapitel die Überlegungen in Hinblick auf das Spannungsfeld kultureller Vielfalt und sozialer Ungleichheit in der Stadt abzuschließen und Forschungsfelder zu definieren.

1 Mobilität im Spannungsfeld „ungleicher Vielfalt“

1.1 Geschichte des Begriffs

Mit Mobilität wird ein Begriffsfeld bezeichnet, in dem sich vielfältige historische Erfahrungen sozialer Gruppen abbilden. Es gibt keine eindeutige Definition. Mobilität ist ambivalent und widersprüchlich. Das Adjektiv „mobil“ geht zurück auf den lateinischen Ausdruck „mobilis“, der sich mit „beweglich“ übersetzen lässt. In die deutsche Sprache kam der Begriff erst im 19. Jahrhundert. Das von Jacob und Wilhelm Grimm ab 1854 herausgegebene Wörterbuch der Deutschen Sprache verzeichnete den Begriff noch nicht. In Meyers Konversationslexikon von 1905 findet sich ein Eintrag zu „Mobilität“, der das Wort mit „Beweglichkeit, Rührigkeit“ erklärt (vgl. Meyers 1908: 8). Ausführlicher ist da schon die Erläuterung zum Begriff „Mobilisieren“: „Mobilisieren (franz.), mobil machen (s. Mobilmachung), in Bewegung setzen; Kapital flüssig, umlaufsfähig machen, z. B. durch Verkauf, Verpfändung, insbesondere bei Grundstücken durch Beseitigung von hemmenden oder beschränkenden Rechtsformen (geschlossene Höfe, Fideikomnisse) und Erleichterung des Besitzübergangs von einer Hand zur andern“ (ebd.).

Seinen Ursprung hat der Begriff im Militärwesen, was daran deutlich wird, dass der Eintrag zur „Mobilmachung“, der „Überführung des Heeres aus der Friedens- zur Kriegerformation“ (ebd.), der ausführlichste ist. Der Begriff, der ab dem 18. Jahrhundert, eventuell bereits früher verwendet wird, zeigt ferner, dass militärische Mobilisierung nicht auf die Verteidigung des jeweiligen eigenen Ortes zielt, sondern auf den Einsatz fern des Heimatortes. In den beiden Weltkriegen wurden im deutschen Reich breite Teile der Bevölkerung mobil gemacht. Die Gesamtmobilmachung umfasste nicht nur den Militärdienst, sondern auch die Zivilbevölkerung, die an der „Heimatfront“ ihren Beitrag zu leisten hatte. Ein ganzes Volk wurde ideologisch mobilisiert, was eine der Machtbasen des Nationalsozialismus war.

Die Nachkriegsjahrzehnte brachten einen äußerlichen Bruch mit dem Militarismus. Die Konsumgesellschaft mit all ihren Versprechungen stellte das neue Leitbild für gelingendes gesellschaftliches Leben dar. An der Scharnier zwischen der Militärgesellschaft und der Konsumkultur steht eine Werbung für den Schokoladeriegel Mars aus den 1980er Jahren: „Mars macht mobil – bei Arbeit, Sport und Spiel.“ Weiterhin wird der Krieg, hier in Form des Kriegsgottes Mars, angesprochen, der Mobilisierung ermöglicht. Und doch deutet der Slogan in die Konsumkultur, in der Sport und Spiel die Arbeit ergänzen. Neben Kühlschrank, Radio und später dem Fernsehen stellte das Auto eines der zentralen Elemente dieser Massenkonsumentenkultur dar. Im wohlfahrtsstaatlichen Kapitalismus basierend auf der

Massenproduktion für den Massenbedarf wurde es zum selbstverständlichen Bestandteil des Alltags der breiten Bevölkerung.

Hatte Mobilmachung im Nationalsozialismus wenig mit Individualität und Selbstbestimmung zu tun, so wurde im Fordismus der Nachkriegszeit Mobilität durch den motorisierten Individualverkehr demokratisiert. An Motorrad und Auto knüpfen sich Vorstellungen von Freiheit und Selbstbestimmung. Mobilität heißt sich bewegen können, frei und ungebunden sein. Bewegungsfreiheit ermöglicht, anderes zu tun und Neues kennenzulernen. Mobilität ermöglicht Grenzen zu überwinden. Das betrifft den Abbau von Grenzbalken und damit Reisefreiheit. Deshalb wird die europäische Integration als Erweiterung der Bewegungsfreiheit erlebt. Das Ende der Visumpflicht für SerbInnen war nur der letzte Schritt. Doch damit sind nicht alle Grenzen gefallen, soziale und kulturelle Ausgrenzungen und vielfältige mentale Barrieren bestehen fort: Mobilität bleibt umkämpft.

1.2 Geschichte des Phänomens

Mobilität ist keine Erfindung der Moderne, auch wenn diese eine in der Menschheitsgeschichte einmalige Zunahme der Möglichkeiten zur Mobilität brachte. Doch auch die Menschen der frühen Neuzeit, des Mittelalters oder der Antike bewegten sich.

„Jede Gesellschaft muss mobil sein, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Könnten wir alle unsere Bedürfnisse vor Ort erfüllen, wären wir Pflanzen, keine Menschen. Menschliche Mobilität entsteht immer infolge einer Mangelercheinung vor Ort“ (Knoflacher 2007).

In den vormodernen Gesellschaften waren die Möglichkeiten der Fortbewegung ungleich verteilt. So berichten die prominentesten literarischen Werke der Antike von Reisen, insbesondere die Odyssee des Homer, aber auch die Berichte des Herodot. Hier reisen Ausnahmepersonen. Odysseus irrte nach dem Fall von Troja sieben Jahre durch die Welt. Doch wer hatte damals so wie er ein Schiff samt Mannschaft zur Verfügung? Üblicher war, dass Menschen mobil gemacht wurden, indem sie als SklavInnen verschleppt wurden. Ebenso verfügten nur wenige Menschen über Wagen, die von Tieren gezogen wurden. Im alten Orient galten Kampfwagen als Ausdruck überragender Macht. In Texten des Alten Testaments lässt sich die Ernsthaftigkeit eines militärischen Gegners an der Anzahl seiner Kampfwagen ablesen. Der Bau, aber vor allem der Unterhalt, der für die Fortbewegung der Kampfwagen notwendigen Tiere, forderte einen hohen Ressourceninput. Andere Wagen wurden zum Transport von Waren, weiters von wohlhabenden Personen genutzt. Doch der Großteil der

Bevölkerung besaß keine Pferde oder andere Zugtiere und ging zu Fuß. Überregionale Mobilität bedeutete daher meist Migration auf Lebenszeit. Ohnehin war Reisen gefährlich und man setzte sich diesem Risiko nur aus, wenn es sich lohnte. Dies konnte für den Fernhandel mit Luxusgütern zutreffen, oder auch für Eroberungszwecke.

Große Gruppen wanderten zu Fuß über weite Strecken. Bekannte Beispiele dafür sind die sogenannte Völkerwanderung germanischer Stämme ins Römische Reich oder auch die Erzählung vom Exodus des Volkes Israel wie auch die Wanderung ins Babylonische Exil und retour der israelitischen Oberschicht 598 bis 539 v.Chr. Nur Wohlhabende konnten es sich leisten, öfters Strecken über hunderte Kilometer zurückzulegen. Wir erinnern uns an Cäsar bei Cleopatra in Ägypten und sehen die ägyptische Königin in Rom. Solche Reisen waren in der antiken Gesellschaft Ausnahmen. Sie sind wesentlich mit politischen Absichten verbunden. Herrschaft bedingt das Reisen, wie auch Eroberung ohne Mobilität nicht denkbar ist.

Neben politisch einflussreichen Personen migrierten Intellektuelle. Für das europäische Mittelalter ist die überregionale Zirkulation einer kleinen Gruppe gebildeter Männer von Bedeutung. Zunächst wurden Menschen und mit diesen Gedanken zwischen Klöstern ausgetauscht, ab dem Hochmittelalter gewann der Austausch zwischen den neu entstehenden Universitäten an Bedeutung. Studiosi aber auch Professoren wanderten von Rom nach Bologna, besuchten Oxford und bezogen ab 1348 Prag und ab 1365 Wien und die anderen, nach und nach im deutschsprachigen Gebiet entstehenden Universitäten in ihre Bildungsmigrationsrouten ein. Ab dem 15. Jahrhundert belebten ausgewanderte Intellektuelle aus dem von den Osmanen frisch eroberten Konstantinopel die intellektuelle Welt des westlichen Europa. Dies wird als einer von mehreren Impulsen für die Neuaneignung antiker Gelehrsamkeit in der europäischen Renaissance gesehen. Diese verdankten ihre wesentlichen Merkmale der Mobilität von Personen und dem Transfer von Ideen, stellten doch Elemente wie die Lehrkanzel, die Vorlesung oder auch akademische Ornate Entlehnungen aus dem islamischen Raum dar, da sie zunächst in islamischen Madrassen usus waren. Solche interkulturellen Transferprozesse wiederholten sich bei der Gründung der Universität in Neapel im Jahr 1224 (vgl. Makdisi 1981). Die internationale Zirkulation von Intellektuellen wurde durch die gemeinsame Kenntnis des Latein und später verstärkt auch des Griechischen als Wissenschaftssprachen erleichtert. In diesem Zusammenhang ist die Herausbildung eines internationalen Habitus der Intellektuellen-Mobilität zu sehen, ein Aspekt einer gemeinsamen kulturellen Verständigung. Unter nationalen Studentenverbindungen entwickelten sich spezifische bis heute bestehende altertümliche Umgangsformen Riten und Bräuche, die im ganzen deutschen Sprachraum Verwendung finden.

Handwerker kannten den Brauch der Walz: Als Lehrling zog man in verschiedene Städte, um die eigene Ausbildung bei verschiedenen Lehrherren zu ergänzen. Sie reduzierten städtische Arbeitslosigkeit, in dem überschüssige junge Arbeitskräfte zu vorgeblichen Ausbildungszwecken weggeschickt wurden. Heute erfüllen Master- oder Ph.D.-Studien einen ähnlichen Zweck; nicht immer steht dabei die Qualifikation im Vordergrund.

Reisen blieb gefährlich. Man machte sich nicht gerne und nicht alleine auf den Weg, sondern schloss sich Gruppen an. Nur Reiche konnten sich einen bewaffneten Begleitschutz leisten. Die Gefahr der Reise nahm nur auf sich, wer dazu wirklich motiviert war. Es war eben kein Vergnügen. Einen den heutigen Reisen vergleichbaren Freiwilligkeitsgrad hatten lediglich die Pilgerreisen, die sich im Mittelalter steigender Beliebtheit erfreuten. Freilich können auch diese als unfreiwillige Reisen interpretiert werden, versteht man sie als Erfüllung religiöser Verpflichtungen. Auch um diese herum entwickelten sich spezifische kulturelle Formen, wie diese Reise praktiziert wurden und die Pilger untereinander verband. Soziale Differenzen artikulierten sich durch die gewählten Fortbewegungsmittel, ob „hoch zu Ross“ oder auf „Schusters Rappen“, wie die entsprechenden Sprachbilder so anschaulich formulieren. Pferd ist eben nicht gleich Pferd.

Das einfache Volk war zu beruflichen Zwecken mobil. In den Alpen wanderte jährlich ein Teil der Bevölkerung auf die Almen. Auch hier kann die Ausbildung spezifischer kultureller Verhaltensweisen beobachtet werden, etwa rund um Almauf- und Almabtrieb, aber auch die Bergwerke in den Alpen zogen Arbeitskräfte von weit her an. Mobilität hat viel mit Arbeitswelt und Berufsorientierung zu tun. Hier ermöglicht geographische Mobilität mitunter den sozialen Aufstieg. Vielen saisonalen MigrantInnen ging es darum, ihre soziale Situation zumindest nicht zu verschlechtern.

Im 19. Jahrhundert führte die Industrielle Revolution zu einer immensen Zunahme von Mobilität. Die Veränderung der Produktionsstruktur in der Landwirtschaft setzte Tausende Arbeitskräfte frei, die sich eine neue Arbeit in der wachsenden Industrie suchten. Am Ende verschwand sogar das jahrhundertealte Knecht- und Mägdewesen, zurück blieben die bisherigen Bauern und Bäuerinnen.

Wien wurde zur Einwanderungsstadt. 1840 lebte in Wien 43 Prozent sogenannter „Ortsfremder“; ein Anteil, der sich innerhalb weniger Jahrzehnte verdreifacht hatte (vgl. Rosenberger 2010: 11). 1900 besaßen nur 38% der in Wien lebenden Menschen das Heimatrecht (vgl. Komlosy 2003: 101). Definiert wurde diese „Ortsfremdheit“ nicht mit dem heute gebräuchlichen nationalstaatlichen Prinzip. Damals galt das Heimatrecht, das Menschen

einen bestimmten Rechtsstatus ausschließlich in ihrer eigenen Herkunftsgemeinde verlieh. Dort konnte man notfalls Armenhilfe in Anspruch nehmen, während fremde Gemeinden, die man zwecks Arbeitssuche aufsuchte, einen gegebenenfalls in die Heimatgemeinde abschieben konnten (vgl. Komlosy 2003: 27, 96-101). Das Heimatrecht beschränkte innerösterreichisch die Arbeitsmobilität; je nach Arbeitskräftebedarf wurden Arbeitsmigrationserlaubnisse erteilt oder wieder entzogen:

„Es sollte gewandert werden dürfen, aber unter den Bedingungen, die sich aus den Anforderungen der Arbeitsmärkte, der Armenversorgung und der Staatssicherheit ergaben und sich, im Gefolge der Zurückdrängung des herrschaftlichen Zugriffs auf die Untertanen, ab der Mitte des 18. Jahrhunderts in den Händen des Staates konzentrierten“ (Komlosy 2003: 28).

Diese Veränderung der administrativen Praxis erlaubte es im 19. Jahrhundert, bei Bedarf große Mengen an Arbeitskräften zu mobilisieren. Die Motivation dazu konnte aber auch politischer Natur sein: Nach der Revolution 1848 suchte man in Wien nach einer Möglichkeit, eine große Masse Arbeitsloser außerhalb der Reichshauptstadt zu binden und griff daher auf die Pläne zurück, eine Eisenbahn über den Semmering zu bauen. 20.000 ArbeiterInnen waren dort im Einsatz:

„Alle von der Regierung zugewiesenen Arbeiter mußten beschäftigt werden. Die Behörden versuchten auf diese Weise, möglichst viele Arbeitslose aus der gärenden Hauptstadt abzuschieben. Zirka zwei Drittel der in Payerbach im Sommer 1848 beschäftigten Arbeiter (1.007 Männer, 414 Frauen) stammten aus Wien. Eben erst hatten sich dort die Erdarbeiter gegen Lohnkürzungen erhoben; sie wurden mit Waffengewalt zum Verstummen gebracht“ (Allmann 1998).

Wien erlebte im Zuge des 19. Jahrhunderts die Entstehung eines Proletariats. Auf der untersten Stufe der sozialen Hierarchie standen die rechtlosen böhmischen ZiegelarbeiterInnen. Der Sozialdemokrat Viktor Adler verfasste über deren Alltag und Schicksal Reportagen, die für die Konstituierung der ArbeiterInnen-Bewegung nicht ohne Bedeutung blieben:

„Für die Ziegelschläger gibt es elende, Arbeitshäuser'. In jedem einzelnen Raum, sogenanntem ‚Zimmer' dieser Hütten, schlafen je drei, vier bis zehn Familien, Männer, Weiber, Kinder, alle durcheinander, untereinander, übereinander. Für diese Schlafhöhlen scheint die Gesellschaft sich noch, Wohnungsmiete' zahlen zu lassen, denn der Bericht des Gewerbeinspektors meldet 1884 von einem Mietzins von 56 bis 96 fl. (Gulden), der auf dem Wienerberg vorkommt. Seit einiger Zeit, wohnen' die Ledigen in eigenen Schlafräumen. Ein nicht mehr benützter Ringofen, eine alte Baracke, wird dazu benützt. Da liegen denn in einem einzigen Raum 40, 50 bis 70 Personen. Holzpritschen, elendes altes Stroh, darauf liegen sie Körper an Körper hingeschlichtet. In einem solchen Raum, der etwa 10 m lang, 8 m breit und höchstens 2,2 m hoch ist, liegen über 40 Personen, für deren jede also kaum 43 Kubikmeter Luft bleiben. Da liegen sie denn, diese armen Menschen, ohne Betttuch, ohne Decke. Alte Fetzen bilden

die Unterlage, ihre schmutzigen Kleider dienen zum Zudecken. Manche ziehen ihr einziges Hemd aus, um es zu schonen und liegen nackt da. Dass Wanzen und Läuse die steten Bettbegleiter sind, ist natürlich. Von Waschen, von Reinigen der Kleider kann ja keine Rede sein. Aber noch mehr. In einem dieser Schlafsäle, wo 50 Menschen schlafen, liegt in einer Ecke ein Ehepaar. Die Frau hat vor zwei Wochen in demselben Raum, in Gegenwart der 50 halbnackten, schmutzigen Männer, in diesem stinkenden Dunst entbunden“ (Viktor Adler 1888, zitiert nach Puffler 2000).

Aufgrund der extremen Ausbeutungssituation kam es zum Streik, der mit Polizeigewalt bekämpft wurde. Der sozialdemokratische Abgeordnete Engelbert Pernerstorfer, der die Ziegelwerke gemeinsam mit Viktor Adler besucht hatte, brachte die Causa im Parlament zur Sprache. Unter diesem öffentlichen Druck mussten die Ziegelwerksbesitzer – ein Bankenkonsortium – mit den Streikenden verhandeln: Eine Erhöhung der Löhne, die Einhaltung des Elfstundentags sowie die Zusicherung der Sonntagsruhe und die Abschaffung des ungerechten Prämiensystems sowie des verbotenen Trucksystems waren das Ergebnis (vgl. Puffler 2000).

Hier finden wir ein frühes Beispiel einer Wissensallianz, ein Bündnis zwischen Angehörigen der Mittel- und der Unterschicht (vgl. Kap. 1.4).

Im großen Stil realisierte sich Mobilität als Arbeitsmigration im 19. und frühen 20. Jahrhundert aber auch in Form der Auswanderung aus Europa nach Amerika, nach Nord- wie auch nach Südamerika. Die Österreich-Ungarische Monarchie war aufgrund der großen Armut und des Arbeitskräfteüberschusses ein Auswanderungsland; Chicago wurde hingegen zur größten burgenländischen Stadt. Etwa 30.000 ausgewanderte BurgenländerInnen wohnten in der Zwischenkriegszeit dort.

Man sieht: Mobilität erfolgte auf vielfältige Weise, basierend auf bestehenden sozialen Ungleichheiten. Angehörige der Oberschicht und Hochgebildete konnten weite Reisen unternehmen. Angehörige der Unterschicht migrierten regional, um Ernten einzuholen oder in Bergwerken zu arbeiten.

1.3 Sparkling Science-Wissensallianz

Paulo Freire, dem brasilianischen Befreiungspädagogen, ging es darum, Menschen zu Subjekten ihres Lebens zu machen und ihnen zu ermöglichen, ihren Fatalismus abzustreifen. Die Zukunft ist kein Schicksal, sondern gestaltbar. „Die Welt ist im Werden“ (Freire, 2000: 79), so lässt sich das Weltbild Paulo Freires zusammenfassen. Wenn Menschen schöpferisch tätig werden, verändern sie die Welt und damit sich selbst. Nicht Statik, sondern Bewegung,

nicht Status Quo, sondern Veränderung kennzeichnen das Leben. Beweglichkeit im Geiste, Offenheit für Veränderung bilden die Grundlage der Freireanischen Pädagogik.

Um die Gestaltbarkeit der Welt im Unterricht verständlich zu machen, benutzt Freire generative Wörter (vgl. Freire 1977: 54f.). Diese zeichnen sich dadurch aus, dass sie jenen Menschen, mit denen gearbeitet wird, vertraut sind. Gleichzeitig sind sie komplex und widersprüchlich, weshalb sie für nähere Auseinandersetzung interessant sind. Im Rahmen von Alphabetisierungskursen wurde mit diesen Begriffen gearbeitet, indem passende Illustrationen dazu in Kulturzirkeln besprochen wurden, um zu verstehen, was diese mit dem eigenen Leben zu tun haben. Anhand dieser Begriffe wurden das Lesen von Silben und dann das Alphabet gelernt. Waren im Brasilien der 1960er Jahre Begriffe wie Land, Arbeit oder Geld geeignete generative Wörter, so bieten für das Wien des beginnenden 21. Jahrhunderts Begriffe wie Migration, Arbeitslosigkeit und Mobilität Griffigkeit und Angriffsfläche für eine kontroverse Befassung. Im Rahmen einer freireanischen Herangehensweise werden diese Begriffe von allen am Forschungsprozess Beteiligten je unterschiedlich definiert und mit konkreten persönlichen Erfahrungen verbunden (weiterführend zur Freireanischen Methodik siehe Novy 2007 und Novy et al. 2008a).

Das generative Wort Mobilität steht im Zentrum der Arbeit einer Wissensallianz, die in den letzten Jahre durch die Zusammenarbeit des Paulo Freire Zentrums, der Kooperativen Mittelschule Schopenhauerstraße (KMS 18) und der WU entstanden ist. Diese Wissensallianz zur partnerschaftlichen Erarbeitung und Verbreitung von Wissen über sozialen Zusammenhalt in der Stadt entstand mit der Lernpartnerschaft *Hauptschule trifft Hochschule* und wird seit 2010 intensiviert. Im Rahmen von *Sparkling Science* fördert das BM_W.F ein transdisziplinäres Forschungsprojekt zu „Vielfalt der Kulturen – Ungleiche Stadt“, in dessen Rahmen das Paulo Freire Zentrum und die WU Wien mit insgesamt vier Schulen kooperieren. Das Projekt untersucht kulturelle und sozioökonomische Vielfalt und Ungleichheit anhand der räumlichen, geschlechterspezifischen und sozialen Alltagsstrategien von Mädchen und Burschen in einem durch Migrationserfahrungen geprägten städtischen Milieu. Diese neuen städtischen Lebensweisen, in denen interkultureller Austausch und Transkulturalität entsteht, aber auch sozioökonomische und kulturelle Polarisierungen verstärkt werden, schaffen komplexe, kontextuell unterschiedliche Strukturen der Gleichzeitigkeit von Modernisierung und Fragmentierung. Mittels aktivierender, explorativer und interaktiver Methoden wird deshalb in unterschiedlichen Kontexten, an verschiedenen Schulen und in mehreren Ländern ausgelotet, wie soziale, geschlechterspezifische und kulturelle Dimensionen von Vielfalt und Ungleichheit ineinander spielen und mit welchen Entwicklungschancen und -blockaden

Kinder und Jugendliche konfrontiert sind. Den an der Forschung beteiligten Mädchen und Burschen kommt als Alltags-ExpertInnen eine Schlüsselrolle zu, um die multidimensionalen Dynamiken dieses widersprüchlichen Phänomens zu erfassen und durch gemeinsames Interpretieren besser zu verstehen.

In Gesprächen zwischen LehrerInnen und ForscherInnen und in der Zusammenarbeit zwischen SchülerInnen und StudentInnen tauchten im Rahmen von „Hauptschule trifft Hochschule“ immer wieder Fragen auf, die sich auf die Bewegungsfreiheit und Beschränkungen in der Stadt und in der Gesellschaft bezogen. Zugänge und Barrieren für diverse Orte in der Stadt, wie Parks, Shopping Centers und Universitäten, wurden erforscht und getestet. LehrerInnen kamen mit Sorgen über den Übergang der SchülerInnen der KMS 18 von der Schule in die Arbeitswelt auf uns zu, da sie dies als eine der größten Herausforderungen für diese jungen Menschen identifiziert hatten. Migrationserfahrungen, die Konstruktion von Heimat und Fremde, die Beziehungen der SchülerInnen mit Migrationshintergrund zu Österreich und ihrem Herkunftsland und Integrationsrealität und -diskurse in Wien waren immer wiederkehrende Themen in persönlichen Gesprächen, Forschungsfragen und Erfahrungsberichten von SchülerInnen, LehrerInnen und StudentInnen. All diese Erlebnisse, Fragen, Themen und Erfahrungen werden im Sparkling Science Projekt „Ungleiche Vielfalt“ vor dem Hintergrund des Begriffs der Mobilität zusammengeführt. Es geht um die Frage: „Wo und wohin kann ich mich bewegen und warum?“. Die Herausforderung für transdisziplinäre Forschung ist es, sich gemeinsam solchen Begriffen und den damit verbundenen Realitäten zu nähern, um einen Dialog auf gleicher Augenhöhe zu ermöglichen. Gleichzeitig ist es die Aufgabe von SozialwissenschaftlerInnen, die hinter einem scheinbar so einfachen Wort wie Mobilität versteckten komplexen Strukturen und verwobenen widersprüchlichen Geschichten zu suchen, diese aus dem Verborgenen herauszuholen und verdrängte Geschichte erzählbar zu machen.

Im Fokus des Projektes „Ungleiche Vielfalt“ steht das Zusammenspiel der verschiedenen Aspekte von Bewegung in Raum und Gesellschaft und erfordert eine Denkweise, die vermeintliche Widersprüche verbindet, denn jede Form der Mobilität steht mit anderen in Verbindung und gerade das Zusammenspiel im Sinne einer Häufung von großer oder geringer, freiwilliger und erzwungener Mobilität in ihren räumlichen und sozialen Dimensionen ist für unser Forschungsinteresse bedeutsam. Doch besonders interessiert uns, die Beziehung von Mobilität und Freiheit, d.h. der Möglichkeit, den Status Quo zu verändern und Neues zu schaffen – für sich und in der Gesellschaft.

2 Die sozialräumliche Dialektik von Mobilität

2.1 Mobil in Zeit und Raum

2.1.1 Mobil in der Zeit

Mobilität ist ein Prozess: Beruflicher Werdegang, gesellschaftlicher Aufstieg über Generationen hinweg oder die räumliche Wanderung, immer geht Mobilität mit Veränderung und damit mit Zeit einher. Mobilität verändert den Status Quo und ist deshalb für Freireanische Forschung besonders interessant. An die Stelle der Reproduktion von Strukturen und der Betonung der sozialen und räumlichen Beharrung tritt mit Mobilität der Aspekt der Bewegung und Gestaltbarkeit. Ausbildungs- und Berufsentscheidungen sind hierbei bedeutsam, aber auch die Struktur einer Gesellschaft und die Art und Weise, wie offen das Bildungswesen und der Arbeitsmarkt für Neueinsteigende ist, beeinflusst die Möglichkeit individueller Mobilität.

Mobilität ereignet sich in der Zeit. Sie wird in Geschichten gefeiert, wie zum Beispiel derjenigen des Selfmademan: Mit dem Satz „Vom Tellerwäscher zum Millionär“ wurde bereits im 19. Jahrhundert in den USA der soziale Aufstieg Vorbild wirkend beschrieben. Sozialer Aufstieg gilt als Erfolg einzelner, beruhend auf ihrer individuellen Leistung. Zumeist jedoch vollzieht sich Aufwärtsmobilität nicht in großen, sondern in kleinen Schritten: Kinder einfacher ArbeiterInnen werden VorarbeiterInnen, Kinder von LehrerInnen ProfessorInnen. Während bei denjenigen, die schon lange in den USA leben, kaum Erfolgsgeschichten zu erzählen sind, sondern zunehmend Mobilität nach unten wahrscheinlicher als die nach oben ist, gibt es unter MigrantInnen noch Karrieren des sozialen Aufstiegs (vgl. Sennett 2010: A3).

Mobilität ist aber nicht nur ein Prozess, der individuelle Lebenschancen direkt festlegt, sondern individuelle Mobilität wird wesentlich durch gesellschaftliche Strukturen beeinflusst, in denen Menschen verortet sind und die sich im Zeitablauf nur langsam verändern: Gesellschaften ohne Auto beeinflussen die Fortbewegungsmöglichkeiten anders als für AutobenutzerInnen maßgeschneiderte ländliche Räume. Wohlfahrtsstaaten eröffnen andere Bildungs- und Arbeitsmarktchancen als der Kapitalismus des 19. Jahrhunderts.

2.1.2 Mobil im Raum

Beweglichkeit ist mit Räumlichkeit verbunden, wobei zwischen Mobilität als Beweglichkeit, d.h. als prinzipielle Möglichkeit oder Fähigkeit zur Bewegung, und Mobilität als konkreter Bewegungsvorgang unterschieden wird. Mobilität als Bewegung im geographischen Raum ist

an Körperlichkeit gebunden, gilt es doch, den Körper von einem Ort zum anderen zu bringen. Doch Raum ist nichts Fixes, er wird sozial produziert (vgl. Lefebvre 1991). Geografische Räume sind Straßen, auf denen man von Punkt A zu Punkt B gehen kann oder die Parkanlage, in der man Fußball spielt. Soziale Räume basieren auf sozialen Beziehungen: Der Sozialraum Universität geht über das Gebäude der Universität hinaus, umfasst „Studibeisln“, Studierendenaustauschprogramme und wissenschaftliche Kompetenzen. Raum ist das Produkt sozialer Prozesse und entsteht aus dem Zusammenspiel individueller Praktiken und gesellschaftlicher Strukturen wie Stadtplanungssystemen, Klassen- und Geschlechterverhältnissen oder der Regulation des Immobilienmarktes und menschlichen Handelns.

„Das heißt, gesellschaftliche Strukturen ermöglichen raumkonstituierendes Handeln, welches dann diese Strukturen, die es ermöglichen (und anderes verhindern) wieder reproduziert. Gesellschaftlich organisiert wird diese Reproduktion über Institutionen“ (Löw 2001:170).

So ist beispielsweise beim Betreten eines Klassenzimmers in der Institution Schule aus der Aufstellung der Tische und Stühle die Rollenverteilung klar ersichtlich. Der Katheder ist meist größer als die übrigen Tische und steht diesen frontal gegenüber. Auch die Anordnung und Ausstattung von Parkbänken zeigt, welches Verhalten die Personen dort an den Tag zu legen haben. Quer zur Sitzfläche genagelte Holzstreben machen die Bank als Schlafstelle für Obdachlose wenig attraktiv und vermitteln dadurch, dass eine bestimmte soziale Gruppe in diesem öffentlichen Raum nicht erwünscht ist. Dasselbe ist im Verkehrswesen zu beobachten, wo die Verkehrsinfrastruktur die Mobilitätsmöglichkeiten bestimmt: In ländlichen Gebieten mit schlechten öffentlichen Verkehrsmitteln ist die Abhängigkeit vom Auto strukturell, genau so wie die Exklusion von der virtuellen Welt des Internets bei fehlenden Anschlüssen und Leitungen unvermeidbar ist.

Die Herausforderung in der Analyse und dem Verständnis von gesellschaftlichen Prozessen ist also einerseits die räumliche und soziale Dimension von Mobilität als Teil eines großen Ganzen zu denken. Ein neuer Arbeitsplatz oder der Wechsel von einer Hauptschule in ein Gymnasium hat immer auch eine räumliche Dimension, wie auch das Betreten eines Parks eine soziale Dimension hat.

Andererseits ist diese sozialräumliche Mobilität als Prozess zu verstehen, der sich aus dem Wechselspiel zwischen unserem Handeln und der Einbettung dieses Handelns in Institutionen und anderen Regulationsmechanismen speist. Mobilität muss also dialektisch verstanden werden.

Dialektik bezeichnet den „interrelativen, prozesshaften Charakter des Verhältnisses von Struktur und Handlung“ (Hamedinger 1998: 212). Es geht dabei nicht nur um zwei abgegrenzte Bereiche, die immer wieder miteinander in ein Wechselverhältnis treten, wie es in der Konzeptualisierung der Dualität von Strukturen und Handlung nach Giddens der Fall ist (vgl. Giddens 1988). Dialektik spricht auf der analytisch-theoretischen Ebene von einer Einheit, die Widersprüche in sich trägt, die in sozialen Phänomenen und Realitäten ohnehin als solche existiert (vgl. Hamedinger 1998: 212):

„...über die Prozesshaftigkeit dieses Begriffs [wird] die Möglichkeit von Werden, von Geschichte oder von Entwicklung ins Zentrum der Theorie gerückt. In dialektischem Sinne ist das Verhältnis von Struktur und Handlung so zu begreifen, dass diese beiden fundamentalen Kategorien aufeinander bezogen, aber zugleich wesentlich unterschiedlich sind“ (ebd.).

2.2 Räumliche Mobilität

2.2.1 *Verkehr*

Verkehr ist die vertrauteste Dimension der Mobilität, wiewohl sich die Bedeutung des Wortes historisch wandelte: Denken wir heute an das tägliche Pendeln der Berufstätigen, an Tourismus und Freizeitverkehr, so bezog sich der Begriff Verkehr bis ins 18. Jahrhundert nur auf den kommerziellen Bereich. Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm vermerkt dazu:

"in bezug auf die bedeutung ist zu bemerken, dasz verkehr ursprünglich wahrscheinlich mehr den kaufmännischen verkehr, 'umsatz, vertrieb von waaren' bedeutete. in dieser bedeutung auch bei *ADELUNG* [...] an erster stelle aufgeführt: es ist vieler verkehr an einem orte, wenn viele waaren daselbst verkehret oder abgesetzt werden, vieler handel und wandel daselbst." (Grimm/Grimm 1854ff, Bd 25, Spalte 625)

Verkehr ist wesentlich mit Wirtschaft und damit auch mit Arbeit verbunden. Tatsächlich hat der berufsbezogene Verkehr innerhalb der Städte einen weit höheren Anteil am Gesamtverkehrsaufkommen als der Freizeitverkehr, wie die ausgedünnten Fahrpläne an Wochenenden und Feiertagen zeigen.

Knoflacher stellt fest, dass sich Mobilität, verstanden als die Anzahl der zurückgelegten Wege, historisch betrachtet nicht verändert. Eine Erhöhung der Geschwindigkeit bei der Fortbewegung bringt keine positiven Veränderungen:

„Die Idee des Mobilitätswachstums beruht auf einer unvollständigen Betrachtung des Systems. Man nahm an, dass mit zunehmender Motorisierung die Mobilität steigt. Mittlerweile weiß man aber, dass nur die Anzahl der Autofahrten steigt, die Summe der

getätigten Wege aber gleich bleibt, weil die Fahrten mit öffentlichen Verkehrsmitteln und die Fußwege gleichzeitig abnehmen. Die zweite falsche Annahme ist jene der Zeitersparnis durch Geschwindigkeitserhöhung. Diese These bildet die Grundlage vieler Wirtschaftlichkeitsberechnungen in der Verkehrsplanung. Tatsächlich gibt es keine Zeiteinsparung durch höhere Geschwindigkeiten. Es steigen nur die Entfernungen bei gleicher Wegzeit“ (Knoflacher 2007).

Der Mensch vermag sich heute zwar schneller und über weitere Distanzen zu bewegen, befriedigt dabei aber dieselbe Bedürfnisse wie früher: „Er macht dasselbe wie früher, nur fährt er dafür weiter“ (Knoflacher 2007). Während früher Dorf-BewohnerInnen innerhalb ihres Dorfes ihren Lebensmittelbedarf deckten und dabei zu Fuß mitunter 15 bis 20 Minuten unterwegs waren, setzen sie sich heute in ihr Auto und fahren 15 bis 20 Minuten zum Einkaufszentrum am Rande der nächsten Bezirksstadt. Nur wenigen fällt dabei auf, dass ihnen dies weit mehr kostet und dass Kinder wie ältere Personen nicht diese Möglichkeiten zum Einkaufen haben. Letztere bleiben auf die lokale Infrastruktur angewiesen, die aber immer mehr ausgedünnt wird. Die Verfügbarkeit von Waren aus aller Welt an jedem Ort zu Dumpingpreisen wird heute als persönliche Bereicherung und kultureller Fortschritt empfunden. Verkehr ist ein kulturelles Phänomen, weil es eine bestimmte Lebensweise ermöglicht, die ressourcenintensiv und daher konfliktträchtig ist (vgl. Wolf 2007). Der Schienenverkehr, der Verkehr mit öffentlichen städtischen Verkehrsmitteln, die Verkehrsarten Gehen und Radfahren sind weltweit rückläufig. Ein massives Wachstum gibt es jedoch im Straßen-, Luft- und Seeverkehr, also bei denjenigen Verkehrs- und Transportformen, die auf Öl und seinen Derivaten (Benzin, Diesel, Kerosin und Bunkeröl) basieren und daher Umwelt und Klima stark belasten. Die Struktur der globalisierten Ökonomie ist die Grundlage dieser Verkehrsentwicklung. Kultur des Verkehrs und politische Ökonomie des Verkehrs stehen in engem Wechselverhältnis.

Das Auto steht im Zentrum einer ölbasierten Lebensweise, die durch ihre Form der Mobilität nicht nur den Verkehr strukturiert, sondern auch wesentliche Voraussetzung für suburbanes Wohnen im Einfamilienhaus, Pendeln und Einkaufszentren ist. Diese Lebensweise hat ihre Eigenlogik:

„Das Auto ist wie ein Virus, das sich im Gehirn festsetzt und Verhaltenskodex, Wertesystem und Wahrnehmung total umkehrt. Ein normaler Mensch würde unseren derzeitigen Lebensraum als total verrückt bezeichnen! Wir ziehen uns mehr oder weniger freiwillig in abgedichtete Häuser mit Lärmschutzfenstern zurück, um den Außenraum dem Krach, dem Staub und den Abgasen der Autos zu überlassen. Das ist doch eine völlige Werteumkehr, die uns nicht einmal mehr auffällt“ (Knoflacher 2007).

Das Auto symbolisiert zusammen mit dem Eigenheim Individualisierung und Fragmentierung. Es ist wie kaum eine andere Ware geeignet, individuelle Bewegungsfreiheit zu ermöglichen und städtisches Leben zu zerreißen, sei es durch Durchzugsverkehr in Wohnvierteln, verparkte Gassen oder weit entfernte Freizeitangebote.

Die Teilnahme am Verkehr ist in der Bevölkerung ungleich verteilt. Angehörige unterschiedlicher sozialer Gruppen benutzen in unterschiedlichem Ausmaß den öffentlichen Verkehr oder den Individualverkehr. Sie sind auch unterschiedlich viel und weit unterwegs, wie eine Untersuchung des Verkehrsclub Österreich (VCÖ) zeigt. Mobilität hat soziale Aspekte (vgl. VCÖ 2009): Das Auto wird vom oberen Einkommensviertel viereinhalb Mal so oft benutzt wie vom unteren Viertel, das 44% seiner Wege mit Bus und Bahn zurücklegt. Die Benutzung des öffentlichen Verkehrs hängt nicht nur von der Höhe des Einkommens ab. Auch das Angebot von Bus, U-Bahn u.ä. spielt eine Rolle, gibt es doch eklatante Unterschiede zwischen Stadt und Land. Während die gut ausgebauten „Öffis“ für WienerInnen eine attraktive Alternative darstellen – 41% können laut Studie auf das Auto verzichten – sind es im ländlichen Raum nur 17%. Auch zwischen den Geschlechtern differiert das Mobilitätsverhalten. Durchschnittlich verwenden Männer für 65% ihrer Wege das Auto, bei Frauen beträgt der Anteil lediglich 41%. Die Studie kommt so zu dem Schluss, dass die Förderung des Öffentlichen Verkehrs besonders Frauen und ärmeren Bevölkerungsgruppen in ihrer Mobilität unterstützt und mehr Chancengleichheit ermöglicht.

2.2.2 Raumnutzung

Nicht nur die Teilnahme am Verkehr unterscheidet sich je nach sozialer Lage, Geschlecht, Herkunft und Wohnort, sondern auch die jeweiligen Ziele der Mobilität decken sich nicht. Nicht alle Räume sind für alle Menschen gleichermaßen zugänglich. Im Rahmen der Lern- und Forschungspartnerschaft des Projektes „Hauptschule trifft Hochschule“ haben Erhebungen und Untersuchungen gemeinsam mit der KMS 18 ergeben, dass sich die Bewegung von jungen Mädchen mit Migrationshintergrund im Unterschied zu jener der Burschen stark auf institutionalisierte, geschlossene Räume wie Schule, Wohnung, Shopping Center konzentriert und offene Räume wie Straßen oder Parks dafür verwendet werden, um sich zwischen den oben genannten Räumen zu bewegen und nicht so sehr, um zu verweilen (vgl. Blodek/Borufka/Fischl/Steinkellner/Zobernig 2009).

Es gibt bestimmte private Räume, von denen alle Fremden ausgeschlossen sind, und andere, die selektiv zugänglich sind. Einkaufszentren verfügen über einen differenzierten

Mechanismus, Zugang von sozialen Gruppen zu regeln. Obdachlose werden kaum toleriert, Jugendliche, die nicht konsumieren, sind nicht gerne gesehen. Analog dazu gibt es öffentliche Orte, die nicht frei zugänglich sind. Dazu gehören in erster Linie Ämter und Behörden, aber auch die Zimmer von UniversitätsprofessorInnen. Bei vielen Menschen löst eine Vorladung vor Gericht Sorgen aus, obwohl es sich um einen öffentlichen Ort handelt. Die Schule ist öffentlich, aber nur für dazu legitimierte junge Menschen zugänglich. Wehe, wer außerhalb der dazu vorgesehenen Zeiten in der Schule angetroffen wird! Wehe aber auch jenen Schulpflichtigen, die sich zur Schulzeit im öffentlichen Raum aufhalten! Die Zugänglichkeit von Räumen ist auch der Herrschaft über die Zeit unterworfen. Diese Form der Mobilität in die Schule hinein und aus ihr heraus folgt nicht einzig Prinzipien der Freiwilligkeit.

Aber auch jene öffentlichen Räume, die scheinbar über keine Beschränkung des Zugangs verfügen, stellen sich bei genauer Beobachtung als regulierte Sphären des gesellschaftlichen Lebens heraus. Ein öffentlicher Park kann zwar von allen betreten werden, aber fühlen sich auch alle so wohl, dass sie sich gerne dort aufhalten? Ein Schüler des BG 18 verdeutlichte das in Bezug auf den Marie von Ebner-Eschenbach-Park, der direkt vor seiner Schule liegt: „Ah, das ist der Park von den Hauptschülern!“

Nicht alle sind auf den Park angewiesen. Kinder aus der Oberschicht verbringen viel Zeit in spezialisierten Institutionen wie Musikschulen, Sportvereinen oder Reitställen; Kinder aus der Unterschicht haben mehr Zeit, in den Park zu gehen – und es stehen ihnen kaum andere Orte zur Wahl. Zum umkämpften Terrain wird der Park daher nur für jene, die nicht ohne weiters ins geräumige Kinderzimmer ausweichen können. SchülerInnen aus unteren sozialen Schichten treffen einander zum Teil in informellen Jugendgruppen, manchmal abwertend als "Gangs" bezeichnet, in bestimmten Parks oder anderen öffentlichen oder halb-öffentlichen Räumen. Mitunter sehen sie sich veranlasst, ihr Territorium gegen andere zu verteidigen; nicht immer laufen diese Klärungsprozesse gewaltfrei. Dies ist übrigens kein neues soziales Phänomen, wie Michael Mitterauer in seiner „Geschichte der Jugend“ aufzeigt:

„Trotz geringer Kontinuität scheint es einige Grundmuster zu geben, die historisch relativ alt sind und in den verschiedenen Großstädten Europas immer wiederkehren. Jugendgruppen der einzelnen Quartiere mit starken Solidaritätsbindungen sind in Florenz schon im Trecento nachgewiesen <Anm.: im 13. Jahrhundert>. [...] In Lyon bestanden im 16. Jahrhundert etwa 20 Jugend-`Abteien`, von denen die meisten nach Quartieren organisiert waren. [...] In Manchester war im 19. Jahrhundert das Leben in Banden als `Scuttling` bekannt“ (Mitterauer 1986: 207).

Mitterauer macht darauf aufmerksam, dass es keine wertneutralen Bezeichnungen für diese territorial bezogenen Gemeinschaftsformen von Jugendlichen aus städtischen Unterschichten

gibt (vgl. Mitterauer 1986: 206-213). Sie ist aber, dies erkennen wir aus der Geschichte, kein migrantisches Phänomen, sondern ein soziales.

Das Verständnis von Öffentlichkeit hat sich im Laufe der Zeit gewandelt und kontextuell ganz unterschiedliche Ausformungen gefunden. Es verwundert nicht, dass der Sprachgebrauch von öffentlich und Öffentlichkeit „eine Mannigfaltigkeit konkurrierender Bedeutungen“ (Habermas 1995: 54) verrät. Öffentlichkeit ist nicht Öffentlichkeit. Was ist das „Öffentliche“ an einem Häuserblock? Ist es das, was überbleibt, zieht man jenen Raum, den die BewohnerInnen des Baublockes für sich beanspruchen, vom gesamten verfügbaren Raum ab, also z.B. nicht abgesperrte Straßen und Plätze? Ist es jener Bereich, den die BewohnerInnen des Häuserblocks für ihre Teilöffentlichkeit beanspruchen, also ein Bereich, in dem sich zwar Menschen begegnen, doch nur jene, die als zugehörig betrachtet werden? Es scheint vom Blickwinkel abzuhängen, was als öffentlich erlebt wird und was nicht.

Hansjörg Schlechter verweist in diesem Zusammenhang auf die fortschreitende Fragmentierung der Gesellschaft durch das Schrumpfen des öffentlichen Raumes. Er leitet den Begriff von drei Ebenen her: Öffentlicher Raum als staatliches Eigentum, das von öffentlicher Hand verwaltet wird (wie im Falle des Parks); von dem Wort „offen“ kommend, als eine Örtlichkeit, die allen Menschen zugänglich ist bzw. sein sollte; und als „Ort von Öffentlichkeit“, der einen politischen Raum ermöglicht (vgl. Schlechter 2009). Dass Raum nicht von allen gleichermaßen genutzt werden darf, zeigt die Videoüberwachung. Obwohl in allen großen Metropolen verbreitet, London allen voran mit seinen vier Millionen Kameras, üben Videoüberwachungen lediglich geringfügigen Einfluss auf die Kriminalitätsbekämpfung aus. Derartige Maßnahmen dienen vielmehr hauptsächlich dazu, um SandlerInnen und andere unbeliebte Subjekten auszuschließen (ebd.).

Einer breiten Definition folgend konstituiert sich Öffentlichkeit, wenn andere Menschen, die nicht der privaten Sphäre angehören, dabei sind. So formuliert es Sennett für den Begriff „res publica“: Diese „umfasst allgemein die Beziehungen und das Geflecht wechselseitiger Verpflichtungen zwischen Leuten, die nicht durch Familienbande oder andere persönliche Beziehungen miteinander verknüpft sind“ (Sennett 1986: 16). Jede Begegnung mit Fremden kann also zur „res publica“, zur öffentlichen Sache werden, wenn daraus Beziehungen bzw. ein Verpflichtungsgeflecht erwachsen. Diese weite Definition beansprucht überkulturelle und überzeitliche Gültigkeit. In heutige Alltagssprache übersetzt, ist Öffentlichkeit in diesem Fall das Feld jener Beziehungen und Interaktionen, die *ex negativo* überbleiben, zieht man die

privaten ab. Das setzt voraus, dass es Privatheit als solche gibt. Diese aber ist keine historische Konstante, keine kulturunabhängige Kategorie.

Ein Stück weit enger definiert ist Öffentlichkeit eine Alltagspraxis, die Regeln unterliegt, die immer wieder geändert werden. Als solche ist sie nicht festzumachen, sondern jeweils historisch zu beschreiben. In diesem Sinne gibt es nicht „den“ öffentlichen Raum, sondern immer nur dessen je historische Ausformung, die einem steten Wandel unterliegt. Ähnlich formuliert es Habermas für den Begriff der „bürgerlichen Öffentlichkeit“:

„Wir begreifen bürgerliche Öffentlichkeit als epochaltypische Kategorie; sie lässt sich nicht aus der unverwechselbaren Entwicklungsgeschichte jener im europäischen Hochmittelalter entspringenden «bürgerlichen Gesellschaft» herauslösen und, idealtypisch verallgemeinert, auf formal gleiche Konstellationen beliebiger geschichtlicher Lagen übertragen. So wie wir zu zeigen versuchen, dass in einem präzisen Sinne etwa von «öffentlicher Meinung» erst im England des späten 17. und im Frankreich des 18. Jahrhunderts die Rede sein kann, so behandeln wir überhaupt «Öffentlichkeit» als eine historische Kategorie“ (Habermas 1995: 51).

Habermas Ausführungen zur Geschichte der bürgerlichen Öffentlichkeit zeichnet diese als einen durch Klassen und Geschlecht hierarchisierten sozialen Ort: Der Zugang ist nicht allen sozialen Gruppen gleichermaßen möglich. Zunächst findet sich diese Öffentlichkeit in Zeitungen, die Neuigkeiten aus der Welt des Handels bringen und daher nur von Kaufleuten und Politikern rezipiert werden. Das Kaffeehaus, in England auch der Club, wird schließlich zum Ort des Austausches dieser Informationen und der Debatte darüber. Abseits der bürgerlichen Öffentlichkeit besteht hingegen die plebejische Öffentlichkeit, jener soziale Ort, an dem die Unterschicht sich austauscht und eigene Debatten führt. Feste wie der Karneval oder Sportveranstaltungen spielen darin eine wichtige Rolle.

Richard Sennett knüpft an diese, von Habermas beschriebenen, historischen Erfahrung an. Seine These vom „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens“ (1986) kritisiert, dass Öffentlichkeit zugunsten des Bereichs der Privatheit zurückgedrängt wird. Es kommt zur „Tyrannei der Intimität“. Sennett beobachtet die Psychologisierungstendenzen und die zunehmende Beschäftigung der Menschen mit sich selbst mit großer Skepsis. Um dies auf den Punkt zu bringen, arbeitet Sennett viel mit dem Bild des Theaters: Der Mensch des öffentlichen Lebens, der nun am Verschwinden ist, wirkte als Schauspieler, auf der Straße, aber auch in sonstigen zwischenmenschlichen Beziehungen. Sennett spricht vom „theatrum mundi“, jenes Welttheater, in dem der/die Einzelne einmal Marionette, einmal eigenmächtige/r AkteurIn ist. Ein anschauliches Beispiel für dieses, im Alltag verortete, Welttheater ist das Feilschen am Markt: Galt es früher mit einem gewissen Auftreten sich selbst zu inszenieren, über Preis und Qualität zu verhandeln und damit eine theatralische

Rolle einzunehmen, so setzt dem das Kaufhaus, in dem die Massenware zu einem festen Preis verkauft wird, ein Ende. Es ist gleichgültig, in welcher Rolle man das Kaufhaus betritt, der Preis ist nicht zu ändern. Die Stadt ermöglichte die Begegnung mit Fremden, Erfahrungen zu machen und sich darin zu entfalten. Durch die Ausbreitung der Sphäre des Privaten wird die öffentliche Theatralität der städtischen Bühnen sukzessive beschnitten und abgewürgt.

Sennetts Ansatz liest die gegenwärtigen sozialen Entwicklungen gegen den Strich: Es ist eben nicht das private Leben, das durch mächtige Institutionen wie Schule oder Verwaltung bedroht ist. Ganz im Gegenteil, es ist die Sphäre der Öffentlichkeit, die durch die Privatisierung aller Gefühle und relevanter Ausdrucksformen am Absterben ist. Ein Teil der Irritation von WienerInnen, die bereits seit mehreren Generationen in dieser Stadt leben, im Hinblick auf die Raumnutzung durch migrantische Familien und Jugendliche, rührt daher, so können wir die These weiterlesen, dass viele MigrantInnen den öffentlichen Raum tatsächlich nutzen – im Gegensatz zu jenen WienerInnen, die sich in ihre Privatheit zurückgezogen haben. Hier stoßen unterschiedliche kulturelle Interpretationen von Öffentlichkeit und der Rolle der Person in dieser aufeinander.

Verschiedene Konzepte von Öffentlichkeit haben jeweils unterschiedliche Auswirkung auf Mobilität: Wieso wer welche Räume besucht, ergibt sich daraus, wer wo welche Rolle einnehmen möchte oder sollte. Als soziale Kategorie ist Öffentlichkeit machtdurchzogen. Daher ist und bleibt Öffentlichkeit immer ein umkämpftes Terrain. Mitunter ist Bewegung, Veränderung, Migration nötig, um an einem anderen Ort eine neue Bühne der Selbstdarstellung zu finden.

2.2.3 Migration

Migration ist jene spezifische Form von Mobilität als Ortsveränderung, die zu einem dauerhaften Wechsel des Wohnortes führt. Sie ist so alt wie die Menschheit selbst, waren doch die ersten Menschen NomadInnen und damit per se Dauer-MigrantInnen. Das sozialwissenschaftliche Konzept von Migration bezieht

„die Dimensionen Raum (Bewegung zwischen Orten), Zeit (unterschiedliche Dauer), Grenze (Überschreitung politisch-administrativer Trennlinien), Sozialstruktur (Veränderung in der Position im Statusgefüge) und kulturelles System (Veränderungen der Werte und Normorientierungen)“ (Reinprecht 2010: 98)

mit ein. Migration kann freiwillig oder unfreiwillig erfolgen, zu Arbeitszwecken, aus Neugierde an anderen Ländern oder auf Grund einer Wirtschaftskrise, eines Krieges, einer Dürre oder einer Veränderung des Klimas.

Oftmals werden zwei Faktoren herangezogen, um die Entstehung von Migration zu erklären: zum einen so genannte Push-Faktoren, Umstände, die Menschen dazu bewegen, ihre Heimat zu verlassen (Krieg, politische Repression, Umweltkatastrophen, etc.); zum anderen Pull-Faktoren, die im Zielland wirken (Hoffnung auf einen besseren Arbeitsplatz, auf sozialen Aufstieg, etc.). An diesem Erklärungsmodell gibt es breite Kritik (vgl. dazu etwa Komlosy 2003: 78), da es nicht ausreicht, um tatsächliche Migrationsströme zu erklären, denn nicht jeder Mensch, der von Armut betroffen ist oder Krieg miterleben muss und auf ein besseres Leben an einem anderen Ort hofft, migriert. Diese Theorie fokussiert einerseits zu stark auf die Handlungsebene von Individuen und deren rationale Entscheidung und lässt die strukturelle Einbettung von Migration und den dahinterliegenden Gründen weitgehend außer Acht (vgl. Parnreiter 2000). Faktoren wie Arbeitsmöglichkeiten, Bildungschancen oder eben ökonomische Unsicherheiten, Krieg oder auch Umweltkatastrophen spielen eine Rolle, sind aber nicht die alleinige Erklärung. Genauso wichtig ist es, den Einfluss des globalen Wirtschaftssystems, staatlicher Regulation von Migration und transnationalen Netzwerken zu analysieren, um zu verstehen, warum Migration entsteht, in welcher Form und Region und wie sich diese Prozesse historisch entwickelt haben (vgl. ebd.). Das Zusammendenken von Handlungsmotivationen von MigrantInnen und globalen Strukturen macht es möglich, gängige, von globalen Machtbeziehungen geprägte Bilder von Migration, wie zum Beispiel die Reduktion internationaler Migration auf Bewegung vom „armen Süden“ in den „reichen Norden“, kritisch zu hinterfragen.

In den 1960er Jahren war Europa zum Beispiel vorwiegend Ausreiseland: Die Mehrheit der damaligen 72 Mio. international Abgewanderten verschlug es in „weniger entwickelte“ Länder. Anfang der 1990er wiederum stieg die Migration in Richtung Westeuropa, was auch mit dem Fall des Eisernen Vorhangs in Verbindung stand. Heute stellen Westeuropa und Nordamerika weltweit die zwei wichtigsten Zielgebiete von MigrantInnen dar. 200. Mio. Menschen, drei Prozent der Weltbevölkerung 2010, leben außerhalb ihres Geburtsortes, ein Drittel davon in Europa (vgl. Münz 2005; Reinprecht 2010). Diese Zahlen sind jedoch mit großer Vorsicht zu genießen, denn Migrationsstatistiken sind international kaum zu vergleichen, da es ausgesprochen große Unterschiede in der Dokumentation und im Kontext von Migration gibt. Migration zwischen EU-Staaten wird in internationale Migration einbezogen, Binnenmigration in einem Staat wie Indien, der eine vergleichbare Diversität an

Sprache und Kulturen wie die EU aufweist, jedoch nicht. Die einseitige und eurozentristische Präsentation von Immigration als europäisches „Problem“ wird ebenfalls sichtbar, wenn man die Statistik zu internationalen Flüchtlingsströmen sieht. Die Liste der Aufnahmeländer mit der höchsten Zahl an Flüchtlingen wurde 2007 von Pakistan mit ca. 2 Millionen vor Syrien mit ca. 1,5 Millionen und dem Iran mit 963.500 angeführt. Deutschland liegt als erstes europäisches Land an der vierten Stelle mit 578.900 registrierten Flüchtlingen (vgl. UNHCR 2007: 26).

Von Interesse für das Spannungsfeld von kultureller Vielfalt und sozioökonomischer Ungleichheit sind besonders neue Dynamiken der Migration. Abgesehen von einem Zuwachs an Wanderungen und einer Diversifizierung von Migrationsformen und Herkunftsländern sind zwei weitere Tendenzen beachtenswert (vgl. Reinprecht 2010: 99f.): Erstens die steigende Feminisierung in der Migration – immer mehr Frauen migrieren, deren Tätigkeit vorwiegend im informellen Dienstleistungssektor beansprucht wird, wie bspw. Pflegeleistungen, Haushalt oder Prostitution. Mobilität und Migration haben für Frauen eine besondere Bedeutung, da sich traditionelle Strukturen der Arbeitsteilung und Familie in Herkunftsländern mitunter verändern. Wenn etwa eine verheiratete Frau und Mutter aus Südindien für zwei Jahre als Krankenschwester nach Europa kommt und ihr Mann mit den Kindern und dem gemeinsamen Haushalt zurückbleibt, werden Mann und Kinder von den Rücküberweisungen der Frau und Mutter finanziell abhängig. Gleichzeitig bedeutet die erhöhte Mobilität von Frauen durch Migration nicht, dass Machthierarchien zwischen den Geschlechtern und Klassen grundlegend in Frage gestellt wird (vgl. Morokvasic 2009).

Zweitens macht sich eine Tendenz zur Transnationalisierung bemerkbar, die MigrantInnen vermehrt zwischen den Ländern positioniert. Aus der Kritik an der klassischen Migrationsforschung sind neue theoretische Konzeptionen entstanden, die mit dem Begriff „transnationale soziale Räume“ betitelt wurden und besonders auf den Zusammenhang zwischen räumlicher und sozialer Mobilität fokussieren. Dabei wird versucht, tief sitzende Vorurteile aufzulösen. So z.B. die Vorstellung von Dualität zwischen Herkunftsland und Zielland oder der Monodimensionalität (Zugehörigkeit zu nur einer Nation/ethnischen Gruppe). Stattdessen wird von „Ortspolygamie“ und Mehrfachzugehörigkeiten gesprochen (vgl. Lutz 2009: 13). Technologischer Fortschritt hat Möglichkeiten geschaffen, Verbindungen über weite Distanzen leichter aufrechtzuerhalten, um so Brücken zwischen den verschiedenen Welten zu bauen und soziale Netzwerke auch transnational gestalten und nutzen zu können. Multikulturelles Zusammenleben eröffnet die Basis für multiple

Identitäten, die sich nicht nur einer Nationalität zugehörig fühlen, sondern mehr und mehr mit dem Konzept des/der WeltbürgerIn definiert werden (vgl. Novy et al. 2008b).

Aber nicht nur die Gründe und Prozesse der Migration gilt es zu verstehen, wenn man sich mit dieser dauerhaften Form von Mobilität beschäftigt. Besonders im europäischen, öffentlichen Diskurs fokussiert die Auseinandersetzung mit Migration auf die Prozesse, die in der Aufnahmegesellschaft von ImmigrantInnen stattfinden. Dabei spielt eine differenzierte Sichtweise von Migration eine zentrale Rolle, denn ein Bildungsmigrant, der aus Deutschland nach Österreich kommt, hat andere Gründe, einen anderen rechtlichen Status und andere finanzielle Möglichkeiten als ein unbegleiteter Flüchtling aus Afghanistan oder eine palästinensische Asylwerberin. Wenn man sich nun mit einer Stadt wie Wien als Aufnahmegesellschaft beschäftigt, ist es bei der Identifikation von gesellschaftlich relevanten Problemstellungen zentral, Migration als soziales Phänomen zu verstehen, das per se weder gut noch schlecht ist und den Zusammenhang von sozialer Ungleichheit und kultureller Vielfalt genauer unter die Lupe zu nehmen.

2.2.3.1 MigrantInnen in Österreich und Wien

Wien ist immer schon eine Stadt gewesen, die von Einwanderung gelebt hat. Doch ihr Umgang mit Migration ist widersprüchlich: Galt die Stadt Anfang des 20. Jahrhunderts als multikulturelles Pflaster mit einem großen Anteil an nicht in Wien geborenen EinwohnerInnen (1910 waren das 48,8%), so verhärteten sich die Fronten bald zwischen einem liberalen Kosmopolitismus und exkludierenden sozioökonomischen Strukturen (vgl. Novy/Lengauer/Coimbra de Souza 2007: 5). Widersprüchlich zeigt sich der Diskurs auch in der jüngeren Geschichte in der bereits erwähnten Bewertung von MigrantInnen. In der Phase des „Wirtschaftswunders“ und des Arbeitskräftemangels wurden Gastarbeiter eingeladen, doch ab den Krisen der 1970er Jahre waren dieselben Personen zunehmend nicht mehr willkommen. Während manche Formen der Migration, wie Auslandsaufenthalte von Studierenden, als gut und erwünscht gelten, wird MigrantInnen aus Ex-Jugoslawien oder der Türkei unterstellt, sie kämen aus unredlichen Absichten nach Österreich.

Die Ausstellung "Gastarbajteri" und der dazugehörige Katalog haben diese beiden Seiten des Diskurses zur Arbeitsmigration, insbesondere dessen Verschiebung von dem zunächst eher positiven zum negativ geprägten Verständnis beleuchtet.² Die Migration von

² <http://gastarbajteri.at/im/107105925377>; 8.1.2010.

GastarbeiterInnen nach Österreich begann in den 1960er Jahren mit dem Gedanken, temporäre Aufenthalte von Arbeitskräften zu ermöglichen. Das funktioniert auch eine Zeit lang – die Zahl ausländischer Staatsangehöriger blieb in den 1980ern annähernd gleich. Aufgrund der politischen Umbrüche erhöhten sich die Migrationsströme aber in den 1990ern (vgl. Lebhart/Marik-Lebeck 2007: 146).

Die Statistik Austria registrierte am 1.1.2009 1.687.271 Personen mit Hauptwohnsitz in Wien. Darunter befanden sich 339.134 ausländische Staatsangehörige. Dies entspricht einem Anteil an der gesamten Wohnbevölkerung von 20,1%. Laut Zahlen aus dem Jahr 2009 kommen 115.634 Personen aus den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien. Sie bilden somit mit 34,1% die größte Gruppe ausländischer Staatsangehöriger in Wien. Mehr als die Hälfte unter Ihnen – 73.628 Personen – stammen aus Serbien und Montenegro, gefolgt von MigrantInnen aus Bosnien-Herzegowina. An zahlenmäßig zweiter Stelle stehen in Wien mit 41.130 Personen (12,1%) Staatsangehörige aus der Türkei. Die drittgrößte MigrantInnengruppe bilden deutsche Staatsangehörige (27.735); gefolgt von polnischen MigrantInnen mit rund 25.548 Personen, die damit die größte Zuwanderungsgruppe aus den ost- und ostmitteleuropäischen Staaten darstellen.³

Seit 2001 hat sich die Zahl der Deutschen mehr als verdoppelt, während die Zahl der MigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei nahezu gleich geblieben bzw. geringfügig gestiegen ist. Kulturelle und sprachliche Ähnlichkeiten zwischen Österreich und Deutschland könnten der Grund dafür sein, dass diese Tatsache im öffentlichen Diskurs kaum Beachtung findet.

Staatsangehörigkeiten in Wien	2002	2005	2009
Insgesamt	1.571.123	1.632.569	1.687.271
Österreich	1.313.586	1.342.704	1.348.137
Nicht-Österreich	257.537	289.865	339.134
Ausländeranteil in %	16,4%	17,8%	20,1%
ehem.-Jugoslawien (ohne Slowenien)	115.803	116.720	115.634
Türkei	39.206	39.813	41.130
Deutschland	13.657	18.047	27.735

Quelle:

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/023444.html; 8.2.2010.

³ Statistik Austria:

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/index.html; 8.3.2010.

2.2.3.2 „Fahrendes Volk“ – Roma in Wien

Roma sind mobile Menschen. Früher als „fahrendes Volk“ bezeichnet, reisten ihre Eltern und Großeltern häufig mit dem Pferdewagen, später mit dem Wohnwagen, durch die Lande, auch in Österreich. Die Lebenserinnerungen von Ceija Stojka (Stojka 1988, 1992) wie auch Karl Stojka (Stojka / Pohanska 1994) berichten eindrücklich davon. Insbesondere migrantische Roma, also jene, die aus den sogenannten Transformationsstaaten kommen, ob aus Ex-Jugoslawien, Ungarn, Rumänien, der Slowakei oder anderswoher, sind für unsere Frage nach kultureller Vielfalt und sozialer Ungleichheit von Interesse. Wie solche Migrationsgeschichten verlaufen können, schildert der Rom Mišo Nikolić (Nikolić 2000, 2 Bände).

Seit einigen Jahren steht das Paulo Freire Zentrum in regem Kontakt mit einem kleinen Verein, der sich mit Alltagsfragen von Roma, die nach Österreich emigriert sind, auseinandersetzt. Der Verein berät Roma über rechtliche und soziale Fragen und fördert den Austausch von Erfahrungen zwischen den Mitgliedern. Seine GründerInnen gaben ihm den Namen „Im.Ausland“, womit die NamensgeberInnen bereits die spezielle Situation der Vereinsmitglieder ansprechen: Hier organisieren sich Roma, die im für sie ausländischen Österreich leben. Sie sind MigrantInnen und Flüchtlinge; manche haben in Österreich besser Fuß gefasst und eine Arbeit gefunden, andere leben von Gelegenheitsjobs und kämpfen täglich um neue Perspektiven; die Flüchtlinge jedoch dürfen keine Arbeit annehmen und warten, zur Passivität gezwungen, auf die Erledigung ihres Asylantrages.

„Die“ Roma sind eine vielfältige und heterogene Gruppe. Österreichische Roma leben in einer anderen Situation als migrantische Roma, solche aus der serbischen Vojvodina anders als polnische Roma oder Kalderasch* aus Ungarn, aber auch österreichische Lowara* (*beides Namen von Roma-Gruppen) haben eine andere, mobilere, Geschichte als die burgenländischen Roma, deren Sesshaftigkeit seit dem 17. Jahrhundert belegt ist (Nähere Details zur Geschichte und aktuelle Zahlen zu Roma in Österreich vgl. Halwachs 2004). Manche Aspekte ihres sozialen Lebens werden von Roma vor der Neugier der „Gadje“, wie die nicht-Roma heißen, bewahrt und geheim gehalten. Die Sprache der burgenländischen Roma wird erst seit wenigen Jahren aufgezeichnet und verschriftlicht. Andere Roma-Dialekte wurden hingegen noch gar nicht aufgezeichnet. Viele Regeln, die für das Zusammenleben von Roma von zentraler Bedeutung sind, bleiben Außenstehenden verborgen.

Während Roma eine lange Erfahrung mit räumlicher Mobilität haben und viele von ihnen das Reisen nicht missen möchten, stoßen sie im Bereich der sozialen Mobilität an deutliche

Grenzen. Den wenigsten Roma gelingt es, in Österreich eine gefestigte soziale Position zu erreichen. Ihre soziale Lage ist unterschiedlich, für viele aber schlecht. Zu diesem Ergebnis kommen im Prinzip alle Studien, die sich mit Roma in Europa befassen (vgl. The other nomads 1987, Heinschink/Hemetek 1994, Brinke 1995, Liegeois 1995). Viele leben von Gelegenheitsjobs oder haben körperlich anstrengende Berufe, die dazu führen, dass der gesundheitliche Zustand im fortgeschrittenen Alter weit schlechter als bei MehrheitsösterreicherInnen ist. Aufgrund der Erfahrung der Diskriminierung auch in ihren Herkunftsregionen verleugnen viele Roma ihre Identität. So finden sich viele serbische oder bosnische Kinder in Wiener Schulen, die eigentlich Roma sind und von anderen SerbInnen oder BosnierInnen unter Umständen abgelehnt werden. Verstellung ist eine alte und immer wieder auch bewährte Strategie, diesen Diskriminierungen zu entkommen.

Die räumliche Mobilität war in der Geschichte der Roma immer wieder eine Möglichkeit, politischer Diskriminierung zu entkommen, auch wenn Flucht nie die einzige Migrationsursache war. Der Ortswechsel mag helfen, doch damit ist soziale Mobilität nach oben noch nicht garantiert.

2.2.4 Virtuelle Mobilität

Seit einigen Jahren ist eine weitere Form der Mobilität für viele Menschen Alltag geworden: Menschen bewegen sich mithilfe von Maschinen – deren wichtigste das Internet ist –, ohne den Ort zu verlassen. Die mentale Bewegung erfolgt über ein Interface, wörtlich übersetzt: ein „Zwischengesicht“, zumindest den Bildschirm in Kombination mit einer Tastatur und einen PC, fallweise auch ein *headset* oder eine *web-Cam*. Virtuelle Mobilität ist aber auch über das Handy möglich und wird in Computerspielen realisiert. Das World Wide Web hat den Menschen eine neue Dimension eröffnet: ein sozialer Raum, der auf den ersten Blick ohne Ort auskommt. Virtuelle Mobilität ist jedoch in reale, physische Räume und soziale Strukturen der Ungleichheit eingebettet. Sie sind von Menschen kreiert, betreut und verändert und daher Teil gesellschaftlicher Dynamiken, die unser Handeln außerhalb der virtuellen Welt prägen.

Die virtuelle Welt eröffnet neue Wege und Zugänge zu Wissen, Informationen und sozialen Beziehungen, die andernfalls wegen räumlicher und zeitlicher Barrieren nicht möglich wären. Es eröffnet Zugang zu Wissensproduktion und -austausch auf globaler Ebene, der online und offline wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Vernetzungen und im besten Falle Teilhabe zulassen kann. Dies ermöglicht, Grenzen zu überschreiten oder Räume zu nutzen, die einem aufgrund von sozialen und ökonomischen Strukturen in der physischen Welt

verwehrt bleiben. Beispiele dafür wären Online communities wie Facebook, StudiVZ oder Orkut, die vorwiegend jungen Menschen, einen Ort des Austausches, der Vernetzung, des Rückzugs und der Eigenständigkeit bieten. Junge MigrantInnen können Kontakte zu FreundInnen aus dem Heimatland pflegen, transnationale Netzwerke stärken und sich auf die virtuelle Suche nach ihrer Identität begeben, für die in der realen Welt oft durch die Dominanz der Mehrheitsgesellschaft der Raum fehlt. Für junge Menschen, die in schwierigen Wohnverhältnissen leben, bietet es einen Raum, den sie gestalten können, oftmals wirkt es beinahe wie ein eigenes Zimmer, in dem sie Entscheidungen treffen und Zugänge selbst steuern (vgl. Hodkinson/Lincoln 2008).

Diese Communities tragen teilweise demokratisches, manchmal sogar subversives Potential in sich. Besonders deutlich wird das durch Beispiele des Zusammenspiels von virtueller Mobilität und politischer Mobilisierung und Protest, wie der Besetzung des Audimax an der Universität Wien⁴ oder der Organisation des Widerstands im Iran in den letzten Jahren (vgl. Alavi 2005). Diese politische Mobilisierung durch Nutzung von virtuellen Instrumenten deckt die gesamte Bandbreite von politischen Zielen ab, wie etwa das Beispiel des al-Qa'ida-Netzwerkes, auch als „Online Jihad“ in der Literatur diskutiert, zeigt (vgl. Prucha 2009).

Diese verschiedenen Beispiele virtueller Mobilität sind untrennbar mit realen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Prozessen von Gesellschaften verbunden. Das World Wide Web ist kein Machtvakuum und die vermeintliche Freiheit des Mediums darf nicht über Machtverhältnisse, die konstitutiv für Produktion, Zugang, Nutzung und Veränderung der virtuellen Medien sind, hinwegtäuschen. Die ungleiche Verteilung des Zugangs zu allen Formen der Informations- und Kommunikationstechnologien, der virtuellen Welt, wird *Digital Divide* genannt.

„Ungleiche Zugänge zu Information und Wissen via modernen IKT (Informations- und Kommunikationstechnologien) bedingen Fragmentierungen in der Weltgesellschaft, implizieren strukturell unterschiedliche Zugänge zu (welt-)gesellschaftlichen Machtpositionen und bilden ein Spiegelbild vorhandener sozio-ökonomischer Verhältnisse“ (Nuscheler/ Wittmann 2008: 106).

Da die Produktion von und der Zugang zu Wissen zu einem immer wichtigeren Bestandteil von wirtschaftlicher, politischer und sozialer Entwicklung wurde (vgl. ebd. 100-101), ist der Kampf gegen den *Digital Divide* nicht nur ein Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern könnte zur Überwindung von Ungleichheit beitragen.

⁴ vgl. <http://unsereuni.at/>, 3.2.2010

Aber nicht nur im Zugang wird Ungleichheit sichtbar, sondern auch in der Nutzung und der Veränderung der Medien. Die vermeintlich eigenständige Gestaltung und das Recht auf Privatsphäre in den oben erwähnten *online communities* kann jederzeit durch die EigentümerInnen von facebook, google und anderen virtuellen Medien kontrolliert werden. Regulationsmechanismen und rechtliche Absicherung von NutzerInnen fallen oftmals der Schnelligkeit der Veränderung und der asymmetrischen Wissensverteilung zwischen AnbieterInnen und NutzerInnen zum Opfer. Ein Großteil der Mitglieder von *online communities* betrachtet Privatsphäre auch im Netz als ein wichtiges Gut und sieht sich selbst als mündige NutzerIn, der/die ausreichend Strategien zur Hand hat, um diese auch zu schützen. Die Problematik dabei ist jedoch, dass dieses Wissen oftmals große Lücken aufweist und das Bewusstsein darüber fehlt, da die Funktionen und Möglichkeiten solcher *communities* und anderer online Angebote keineswegs demokratisch und transparent sind (vgl. Schaefberger 2010: 49).

Vorherrschende gesellschaftliche Strukturen, wie Klassen-, Geschlechter- und Generationenverhältnisse, die in der „realen“ Welt unser Leben strukturieren und unser Handeln beeinflussen, werden durch virtuelle Mobilität nicht aufgehoben. Auch wer sich im WWW eine neue Identität aufbaut und aus dem grauen Alltag flüchtet, ist früher oder später zur Rückkehr ins „normale“ Leben gezwungen. Negative Folgen eines solchen Eskapismus zeigen sich beispielsweise bei Schwierigkeiten in zwischenmenschlichen Beziehungen, in der eine face-to-face Konfrontation andere soziale Kompetenzen erfordert, als die Tastatur bietet.

Auch Konfliktsituationen aus dem „offline-Alltag“ lassen sich in der virtuellen Welt in keinem geringeren Ausmaß wieder finden. Phänomene wie „Cyber-mobbing“ oder sexuelle Belästigung im Internet über *chatrooms* oder in *online communities* sind durch die weite Verbreitung und intensive Nutzung des Internets keine Seltenheit mehr (vgl. ebd.: 48).

Strategien des Umgangs mit diesen Aspekten von virtueller Mobilität müssen sowohl von NutzerInnen, AnbieterInnen und der Gesellschaft noch weiterentwickelt werden.

2.3 Soziale Mobilität

2.3.1 Freiheit und Wohlfahrtsstaat

Soziale Mobilität wird erst möglich in Gesellschaften, in denen gesellschaftliche Positionen nicht vererbt werden. Der Feudalismus band Menschen an Grund und Boden und schränkte Mobilität auf umfassende Weise ein. Aus Bauernkindern wurden Bauern, aus Fürstensöhnen

und Königstöchtern Adelige, so die Regel ständischer Gesellschaften. Das Dorf der Eltern blieb das Dorf der Kinder, selbst eingeheiratet wurde in der näheren Umgebung. Es war der Zusammenbruch der ständischen Gesellschaft, der Bewegung in das Leben der Menschen brachte. Soziale Mobilität wurde erst mit dem Ende ständischer Ordnungen und neuen individuellen Freiheiten zu einer Möglichkeit für breite Teile der Bevölkerung. Soziale Mobilität bedeutete Emanzipation aus den Fesseln vorgegebener Ordnungen, zugewiesener Plätze in Beruf, Wohnort, Geschlechterrollen oder Freundeskreis.

John Stuart Mill fasst diese neue Zeit und ihre Möglichkeiten folgendermaßen zusammen:

„It is, that human beings are no longer born to their place in life, and chained down by an inexorable bond to the place they are born, but are free to employ their faculties, and such favourable chances as offer, to achieve the lot which may appear to them most desirable” (Mill 1869: 445).

Die Freisetzung des Einzelnen schafft eine ganz neue Freiheit:

„In der Beliebigkeit des Anfangs, im So-oder-auch-anders-handeln-Können, liegt Freiheit – die Freiheit, einen Anfang zu setzen, in dessen Folge etwas Neues entstehen kann ... Der Horizont ist offen – der Weg führt in die Zukunft, ins Ungewissen – die Fahrt geht ins Blaue” (Klinger 2010: 12).

Auch wenn in modernen Gesellschaften die versprochene Freiheit rasch an die Grenzen kapitalistischer Strukturen von Eigentum und Profit stößt, so ist die Möglichkeit von Freiheit zu einer zentralen Triebkraft von Entwicklung geworden. Amartya Sen spricht sogar von „Development as Freedom“ (Sen 2001) und sieht das Ziel aller Entwicklungsbemühungen darin, die Wahl- und Gestaltungsmöglichkeiten von Menschen zu erweitern, ihre Freiheiten auszuweiten.

Liberalkapitalistische Gesellschaften legen großen Wert darauf, soziale Mobilität zu ermöglichen. Sie praktizieren die Kultur individuellen sozialen Aufstiegs. Doch das liberal-tolerante Absehen von privaten Unterschieden in diesem Wettkampf aller gegen aller untergräbt in Wirklichkeit soziale Mobilität und führt zu verfestigten Strukturen der Ungleichheit:

„Members of out-groups are, in principle, allowed to become members of the society on condition that they keep their stigmatized qualities hidden behind the wall of private life” (Alexander 2006: 8).

Doch diese privaten Merkmale, seien es Eigentum oder Einkommen, Geschlecht oder Herkunft sind bedeutsam für die Art und Weise, wie Menschen freien und gleichen Zugang zu Bildung, Arbeit, Verkehrsmitteln und Gesundheitsversorgung bekommen.

„Die Trennung zwischen dem Öffentlichen und Privaten verläuft nicht exakt und schon gar nicht automatisch parallel zum Unterschied zwischen den harmlosen und den schädlichen Arten von Differenzen ... Die Trennung zwischen dem, was alle gemeinsam angeht, und dem, was die einzelnen frei für sich entscheiden können, ist nicht vorgegeben“ (Klinger 2010).

Je höher die soziale Mobilität, desto offener ist eine Gesellschaft. Mobilität erweitert soziale Netzwerke und damit den jeweiligen individuellen Horizont. Konservative Gesellschaften, in denen ständische Strukturen in der Sozialversicherung, im Gewerbe und im Bildungswesen fortbestehen, tendieren zu „vererbten“ Bildungs- und Berufsverläufen. Österreich ist ein Beispiel eines konservativen Wohlfahrtsregimes, in dem Berufsverbänden, Gewerkschaften und der Familie weiterhin eine wichtige Rolle im Bildungsprozess und bei der sozialen Absicherung zukommt (vgl. Esping-Andersen 1998: 2774). Wie der Sozialstaat organisiert ist, bestimmt daher wesentlich die individuelle Beweglichkeit innerhalb von Strukturen.

Soziale Mobilität ist auch kulturell bedingt. Fehlendes Wissen über Benimmregeln und fehlende Kontakte zu einflussreichen Bekannten kann Mobilität nachhaltige erschweren: Mehr Geld am Konto zu haben bedeutet noch nicht, zu einer höheren sozialen Schicht zu gehören. Wer den Unterschied zwischen Dekantieren und Degustieren nicht kennt, braucht gar nicht versuchen, wohlhabende Freunde bei einer Weinverkostung kennenzulernen. Pierre Bourdieu sprach in diesem Zusammenhang vom kulturellen Kapital, über das eine Person verfügt – oder eben auch nicht. Umgekehrt gehört ein mittelloser Student nicht unbedingt der sozialen Unterschicht an, wenn sein Einkommen unter die Armutsgrenze fällt. Sein geringes Einkommen bedeutet nicht, dass er sein aus dem Elternhaus mitgenommenes kulturelles Kapital verliert. Er kann überdies über ein gewisses soziales Kapital verfügen: Ein Onkel im Ministerium X vermittelt einen interessanten Praktikumsplatz, die Großcousine der Mutter lädt in die USA auf Urlaub ein, der Firmpate vermittelt den ersten bezahlten Job, ein fördernder Universitäts-Professor sorgt dafür, dass Student xy aus seiner Diplomarbeit einen wissenschaftlichen Artikel macht, der in einem renommierten Journal publiziert wird. So oder ähnlich gelingt es materiell prekär lebenden Studierenden einen sozialen Abstieg zumindest zu verhindern, möglicherweise aber sogar ihre soziale Position zu verbessern. Der umgekehrte Fall ist ebenso gut vorstellbar: Ein anderer Student kommt vom Bauernhof, seine Eltern kennen niemanden. Er erhält zwar ein Stipendium, muss aber in den Ferien am elterlichen Hof aushelfen. Nach erfolgreichen Abschluss des Studiums ist niemand da, der einen Job vermittelt, da der Student keine Zeit hatte, die dafür nötigen Kontakte, etwa im Rahmen eines Praktikums, zu pflegen.

2.3.2 Arbeit als Aufstiegschance

Der österreichische Wohlfahrtsstaat ist konservativ und Stabilität steht im Vordergrund. Daher verwundern die Beharrungstendenzen beim sozialen Status nicht. Dieser wird zwar nicht über die genetische Erbmasse vererbt, wohl aber strukturiert die Ausstattung mit ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital im Elternhaus die Lebenschancen entscheidend (vgl. Erler 2007):

„An der Chance, der Bildungsarmut zu entkommen, hat sich in den letzten Jahren nur wenig geändert. Von den 25- bis 44-Jährigen, die aus Akademikerhaushalten stammen, hatten 2007 rund 42,8% ebenfalls einen akademischen Abschluss. Im Gegensatz dazu erreichten nur 10,3% der 25- bis 44-Jährigen aus bildungsfernen Haushalten einen Tertiärabschluss. Für die Altersgruppe der 45- bis 64-Jährigen zeigt sich eine ähnliche Verteilung. Obwohl zwischen den beiden Altersgruppen generell eine Anhebung des Bildungsniveaus stattfand, haben sich die Bildungschancen der Personen aus bildungsfernen Haushalten nur wenig erhöht“⁵.

Herkunftsregion und Geschlecht spielen dabei eine erhebliche Rolle. Ein Migrationshintergrund wirkt sich in Österreich laut Erhebungen ungünstig aus, obwohl MigrantInnen eigentlich nicht für einen Verbleib in einer subalternen Position prädisponiert sind:

„Immigranten sind sehr unternehmerisch orientiert. Man braucht schon eine gewisse Energie und Antrieb, um die eigene Kultur zu verlassen und in ein fremdes Land zu gehen. In unserer Vorstellung sind Immigranten oft arbeitsunfähige Subjekte, die von den Gezeiten der Geschichte irgendwohin gespült worden sind. In Wahrheit aber sind die meisten Einwanderer, die aus wirtschaftlichen Gründen immigriert sind, in hohem Maße kämpferisch und voller Energie. Das sind keine Menschen, die zugrunde gehen. Sie haben einen sehr starken Willen“ (Sennett 2010: A3).

Dies gilt aber nicht für Österreich, denn hier dauert der soziale Aufstieg länger (vgl. Herzog-Punzenberger 2003: 1140). MigrantInnen gelingt er in der ersten Generation nur selten. Wohl aber ließ sich lange eine kontinuierliche soziale Aufwärtsbewegung in der österreichischen Bevölkerung beobachten, zu der es kein Gegenstück in Form eines Abstiegs gab, weil die unteren Positionen von frisch zugewanderten MigrantInnen eingenommen wurden:

„Es mag verblüffen, aber es gibt Grund zu der Behauptung, Aufstieg in der sozialen Hierarchie sei in Österreich in den letzten 50 Jahren der Normalfall, Abstieg die Ausnahme gewesen, und dass das sehr viel mit der Einwanderung dieser Zeit zu tun hat. Abstieg gibt es vermutlich nur in relativ geringem Maß, und wenn, dann wohl am ehesten als Folge von Krankheit und Invalidität. Die Absteiger sind aber nicht der Ersatz für Aufsteiger. Der Ersatz kommt von woanders, immer schon und überall, nämlich aus der Einwanderung. Die Bevölkerung Österreichs hat im laufenden Jahrzehnt um rund 50.000 pro Jahr zugenommen, davon 95% durch Einwanderung. Die

⁵ http://www.statistik.at/web_de/presse/043876, 5.3.2010.

Einwanderinnen und Einwanderer füllen regelmäßig die Arbeitsplätze am unteren Ende der beruflichen Hierarchie. Vielleicht kann man die Behauptung wagen, Einwanderung sei eben gerade deshalb unvermeidlich. Sie stellt dauernd das Personal für jene Tätigkeiten in den Betrieben und Haushalten bereit, für die ansonsten jemand sozial absteigen müsste, um sie auszufüllen. Für die Einwanderinnen und Einwanderer selbst war diese Situation bis in die 1980er Jahre oft nicht eindeutig als Auf- oder Abstieg zu identifizieren, weil sie weitgehend aus strukturschwachen ländlichen Verhältnissen stammten“ (Gächter 2007: 6).

Seit den 1990er Jahren ist jedoch der soziale Aufstieg für alle schwieriger geworden. Die Schwächung der Gewerkschaften, der Abbau arbeitsrechtlicher Absicherungen, der Anstieg prekärer Beschäftigungsverhältnisse und eines „workfare“-Regimes für Arbeitslose hat zu einer Re-Kommodifizierung der Arbeitskraft geführt (vgl. Atzmüller 2009). Die schrittweise Schwächung universalistischer Elemente im Wohlfahrtsstaat verändert auch die strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen für soziale Mobilität.

„Das liberale Modell ist ein Marktmodell: Der Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt und die zurückgenommene Rolle staatlicher Regulierung machen Beschäftigungsverhältnisse vergleichsweise instabil. Allerdings sind die „jobs“ auch „freier“, ungebundener als etwa im konservativen Regime. Diese Ungebundenheit hört jedoch auf, wenn sie auf Mobilitätsbarrieren in Form von Klassengrenzen trifft“ (Allmedinger/Hinz 1997: 259).

Das Modell, das laut Esping-Anderson am besten geeignet ist, Mobilität am Arbeitsmarkt zu ermöglichen, ist das sozialdemokratische, das soziale Sicherung als universalistische, bürgerchaftliche Teilhabe gewährleistet (vgl. Marshall 1950: 2403). Durch einen starken öffentlichen Sektor, vor allem im Bereich von Bildung und Gesundheit, werden die individuellen Freiheitsgrade erhöht und die Strukturen der Ungleichheit durchlässiger gemacht (vgl. Allmedinger/Hinz 1997: 259).

2.3.3 Bildung und die Hoffnung auf den Aufstieg der Kinder

Europaweite Vergleiche zeigen, dass jene Schulsysteme, die eine gemeinsame Mittelschule (gemeinsame Sekundarstufe I) haben, gerechter sind. Dies bedeutet aber nicht, dass jedes Schulsystem mit gemeinsamer Mittelschule automatisch gerechter ist. Es braucht darüber hinaus einen sozialstaatlichen Rahmen, der sicherstellt, dass keine sekundären, meist informelle Selektionsprozesse zum Tragen kommen. Eine Studie der Arbeiterkammer kommt zu folgendem Schluss:

„Gemäß unserer Hypothese werden ungleiche soziale Strukturen durch elitäre Schulsysteme verfestigt. Dies wird durch die Betrachtung des höchsten abgeschlossenen Bildungsniveaus in Abhängigkeit der Bildung der Eltern bestätigt. [...] Die

intergenerationale Vererbung von Bildung – gemessen anhand des Korrelationskoeffizienten ρ zwischen der höchsten Bildung von Eltern und Kindern – [ist] umso stärker [...], desto elitärer die Bildungsstrukturen sind, d.h. umso geringer der Index ist. Die europäischen Länder lassen sich grob in drei Gruppen einteilen: In Dänemark, Finnland, Norwegen, Schweden und den Niederlande, jenen Ländern mit den höchsten Indexwerten, ist der Zusammenhang sehr gering ausgeprägt. Frankreich, Großbritannien, Irland und die Schweiz sind sowohl hinsichtlich der Bildungsverteilung als auch der Vererbung von Bildung dem Mittelfeld zuzuordnen, wohingegen Ungarn, Österreich, Polen, Portugal, Slowenien und Spanien in beiden Bereichen eher stärkere Ausprägungen aufweisen“ (Sauer/Völkerer 2009: 15f.).

Empirische Belege für die Undurchlässigkeit des österreichischen Schulsystems sowie wissenschaftliche Untersuchungen zu deren Ursachen finden sich mittlerweile reichlich (vgl. PISA 2003 und 2006, Reinprecht in ÖH/Paulo Freire Zentrum 2005, Kesselring/Leitner in Erler 2005, Haider 2007 in Schnider 2007, Schreiner/Schwantner 2009). Auch die aktuelle OECD Studie „Reviews of Migrant Education“ kommt zu dem Schluss, dass das österreichische Bildungssystem soziale Ungleichheiten schlecht ausbalancieren kann. Als eine der zahlreichen bildungspolitischen Empfehlungen nennt die Studie die flächendeckende Einführung einer gemeinsamen Sekundarstufe I (vgl. Nusche/Shewbridge/Rasmussen 2009). Über den Besuch einer Hauptschule (HS) oder, in Wien, der Kooperativen Mittelschule (KMS) ist die Matura schwieriger zu erreichen als über die Allgemeinbildende Höhere Schule (AHS), denn jeder Umstieg im Schultypus ist eine zusätzliche Hürde. Ergebnisse eines Forschungsprojektes zum Verlauf von Einstellungen und Erwartungen in Bezug auf Familie, Bildung und Beruf bei Wiener SchülerInnen mit Migrationshintergrund bestätigen diese Barrieren.

„Im Verlauf der drei Jahre konnte beobachtet werden, dass die Jugendlichen, die von einer Hauptschule bzw. KMS an eine AHS oder BHS gewechselt waren, sich gegenüber SchülerInnen aus der AHS Unterstufe eindeutig im Nachteil befanden“ (Rosenberger/Sauer 2009: 4).

Weil es durch Bildung möglich ist, die ungleiche Ausstattung mit sozialem und kulturellem Kapital durch das Elternhaus zu verändern, werden Bildungsdebatten immer so heftig geführt. Die öffentliche Bildungsdebatte wurde wesentlich durch die Ergebnisse der PISA-Studien 2000, 2003 und 2006 angeregt, ebenso durch die internationale Volksschulstudie PIRLS 2006 (Progress in International Reading Literacy Study). Diese Studien zeigen eindeutige Zusammenhänge zwischen schulischer Laufbahn und der Bildung der Eltern, welche die Art der Bildung der Kinder prägt. Nur ein Viertel der Kinder, deren Eltern als HilfsarbeiterInnen arbeiten, besuchen die AHS-Oberstufe oder die BHS (24,8%), während dies drei Viertel (74,3%) der Kinder aus Familien tun, deren Eltern hochqualifizierte Tätigkeiten ausüben (vgl. Bacher 2003).

Ferner gilt: Je weniger die Eltern verdienen, desto seltener wechseln ihre Kinder nach der vierten Klasse Volksschule in die AHS-Unterstufe, – auch wenn sie laut Volksschulzeugnis die AHS-Reife gehabt hätten. Diese Tendenz setzt sich über die Oberstufe bis zum Studium fort. Da in Österreich geringere Bildung meist zu einem geringeren Einkommen führt, beeinflusst das Haushaltseinkommen die Bildung und damit auch die späteren Einkommensmöglichkeiten der Kinder. Folgende Gegenüberstellung macht dies deutlich: In der 4. Klasse der VS kommt ein Drittel der Kinder aus Haushalten, die über weniger als 1.500.-€ netto Monatseinkommen verfügen. In der 1. Klasse der AHS finden sich nur 27% solcher Kinder, in der 1. Klasse der HS aber 45%. In der 5. Klasse der AHS sind es dann überhaupt nur mehr 19%, in der 1. Klasse der BHS 32%, in der Berufsschule 47% und in der Polytechnischen Schule 59% (vgl. Haider/Reiter 2004).

Das österreichische Schulsystem selektiert stark, am unteren Rand führt dies zu funktionalen AnalphabetInnen. In Österreich gehören 21,5% aller 15-/16-jährigen SchülerInnen zur Lese-Risikogruppe; bei den Burschen beträgt dieser Anteil sogar 27%. In der Polytechnischen Schule können 54% der SchülerInnen kaum oder nur sehr schlecht lesen. Das bedeutet, dass es für diese SchülerInnen schwierig ist, alltägliche, einfache Texte zu verstehen. Diese Gruppe umfasst pro Jahrgang 18.000 Menschen, die Jahr für Jahr die Gruppe der „funktionalen AnalphabetInnen“ vergrößert. Schlechte Bildung ist eine, wenn auch nicht der einzige, armutsfördernde Faktor (vgl. Schreiner/Schwantner 2009⁶).

Die PIRLS-Studie hat gezeigt, dass die großen Unterschiede in den Lesefähigkeiten bereits in der 4. Klasse Volksschule bestehen. 16% der VolksschülerInnen in diesem Alter gelten als „RisikoschülerInnen“, das sind 14.000 Kinder pro Jahrgang. Mädchen lesen in der Tendenz deutlich besser als die gleichaltrigen Buben. Je höher die Bildung der Eltern, desto besser ist die Leseleistung der Kinder. Kinder aus Haushalten von MigrantInnen haben es besonders schwer. Der Unterschied zwischen migrantischen und nicht-migrantischen Kindern ist bei der Leseleistung, mit Ausnahme Englands, in keinem der 21 von PIRLS untersuchten Ländern so groß wie in Österreich. Besonders bedauerlich ist, dass es dabei keine Rolle spielt, ob es sich um MigrantInnen-Kinder der 1. oder 2. Generation handelt. Es gibt also keinen „Aufholeffekt“ der Angehörigen der 2. Generation.

Wer „oben“ ist und daher eine gute soziale Ausgangsposition hat, fällt nur selten nach unten. Angehörige sozial schwacher Schichten haben es hingegen unabhängig von ihrer Begabung schwer, die Bildungsleiter hinaufzuklettern. Dies liegt wesentlich an der Trennung der

⁶ vgl. <http://www.bifie.at/buch/322/4/2>, 5.3.2010.

Schultypen in Gymnasium und Hauptschule. Diese Trennung, die es nur noch in Österreich, Deutschland und der Schweiz gibt, hat wenig mit pädagogischen und didaktischen Überlegungen zu tun. Das starre Festhalten an diesem System dient den Interessen der oberen sozialen Schichten, da auf diese Weise ihre Kinder sozial, ökonomisch und politisch oberhalb derjenigen aus der Unterschicht bleiben.

In Österreich geht die geringe AkademikerInnenquote mit einer hohen Bildungsdividende einher:

„So erzielten in Österreich im Jahr 2005 Berufstätige mit einem Hochschul- oder Fachhochschulabschluss im Schnitt ein um 74% höheres Einkommen als Berufstätige, die nur über einen Abschluss der Sekundarstufe II (Matura oder abgeschlossene Berufsausbildung) verfügten. Für Geringqualifizierte, die über keine abgeschlossene Berufsausbildung verfügten, war das Einkommen um 29% niedriger als jenes von Absolventen der Sekundarstufe II. Nur in Ungarn, Tschechien, Portugal und den USA hängt das Einkommen noch stärker vom Bildungsgrad ab als in Österreich“ (Tausch 2010: 20).

Für AkademikerInnen ist das Risiko, arbeitslos zu werden, nur ein Drittel so groß, wie für Geringqualifizierte. Diese Ungleichheit setzt sich in unterschiedlichen Bereichen fort, etwa bei der Schul- und Berufswahl der eigenen Kinder, bei der Freizeitgestaltung, Gesundheitsversorgung und zuletzt der Lebenserwartung. Wohlhabende leben in Österreich länger als Arme. Ein Vergleich zwischen zwei Wiener Bezirken macht dies konkret: Während das durchschnittliche Nettojahreseinkommen der ca. 17.000 BewohnerInnen des Ersten Bezirkes 31.095.- EUR beträgt, liegt dieser Wert für die ca. 71.000 BewohnerInnen von Rudolfsheim-Fünfhaus, dem 15. Wiener Gemeindebezirk, bei 15.800.- EUR. Die Lebenserwartung liegt im 1. Bezirk bei Männern bei 79,9 und bei Frauen bei 83,7 Jahren. Im 15. Bezirk liegen diese Zahlen bei 74,8 respektive 79,8 Jahren, das heißt um ca. fünf Jahre weniger (vgl. Gantner 2009). Bildung kann das Leben verlängern, wenn es zu einem höheren Abschluss und zu höherem Einkommen führt.

Wichtig ist auch, den Zusammenhang von Migration, Bildungsexpansion und sozialer Mobilität zu verstehen:

„Die Integration dieser Kinder <Anm.: der migrantischen Kinder> in die österreichische Gesellschaft ist eine der zentralen Herausforderungen für die Zukunft. Integration muss dabei nicht bedeuten, die Herkunftskultur zugunsten einer österreichischen abzulegen, aber die Chance zur Teilnahme an österreichischen Institutionen und im Erwerbsleben zu gewährleisten. Die (erfolgreiche) Einbindung in das Bildungssystem spielt dabei eine zentrale Rolle, da damit der Grundstein für soziale Mobilität und beruflichen Erfolg gelegt wird. Erfolg im Schulsystem zu haben ist für Jugendliche mit Migrationshintergrund mit größeren Schwierigkeiten verbunden als dies bei Einheimischen der Fall ist. Sehr häufig beschränkt sich die Debatte auf Sprachprobleme

von im Schulalter zugewanderten Kindern. Eines der größten Hindernisse ist aber der mitunter sehr geringe Bildungsstand der Elterngeneration in Kombination mit der Selektivität des österreichischen Bildungssystems“ (Steinmayr 2009).

Die Problematik der frühen Selektion und der schwierigen Ausgangslage von Kindern mit Migrationshintergrund im Bildungsbereich wirkt sich ebenfalls negativ auf den Zugang zum Arbeitsmarkt aus. Eine Studie im Rahmen des EU-Projekts „The integration of the European Second Generation“ zeigte, dass in Österreich ethnische Segregation sowohl im Bildungsbereich als auch im Arbeitsmarkt zu finden ist (vgl. Herzog-Punzenberger 2003). Das Bildungssystem begünstigt die Perpetuierung dieser Ungleichheit durch fehlende Schritte, die die „Ausbildung zu NiedriglohnarbeiterInnen“, die trotz Arbeitsplatz oftmals armutsgefährdet sind, überwinden könnten:

„...the educational system seems to be more oriented towards preparing certain parts of the population for certain positions in the labor market than to provide everyone with the best resources for his or her development. The striking conclusion of this rough picture of Austrian society is that the educational system and the labor market are mutually forging ethnic segmentation“ (ebd. 2003: 1140).

2008 erschien erstmals eine Studie zum Migrationshintergrund österreichischer Studierender von Martin Unger und Angela Wroblewski vom Institut für Höhere Studien. In Österreich haben 27 Prozent der Studierenden Migrationshintergrund. Die Studie brachte wiederum ein erstaunliches Ergebnis, das ein weiteres Mal zeigt, wie wichtig es ist, soziale und räumliche Mobilität differenziert und kontextspezifisch zu analysieren:

„Es studieren deutlich mehr Kinder aus bildungsfernen Migrantenfamilien als aus österreichischen, wo der Vater nur Pflichtschulabschluss hat (13 Prozent versus 8 Prozent). Aber auch die Zahl der Migrantenkinder (39 Prozent) mit nichtdeutscher Muttersprache aus Akademikerfamilien ist wesentlich höher als aus österreichischen (23 Prozent)“ (Der Standard, 30. Jänner 2008⁷).

2.3.4 Sprache

„Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“, so lautet eine bekannte Sentenz Ludwig Wittgensteins aus seinem *Traktatus Logico Philosophicus*. Sprache ermöglicht Zugang zu Welt (vgl. Purkathofer/Mossakowski 2010). Mehrere Sprachen zu kennen, ermöglicht, mehrere Welten zu erfahren. Mehrsprachigkeit ist in diesem Fall eine Ressource, die genutzt werden könnte. Kommunikation mit Menschen, Lesen und Verstehen eröffnet Zugänge zu verschiedenen Räumen, die mitunter von zentraler Bedeutung sein können. Habe ich das Glück, in einem englischsprachigen Land aufzuwachsen, so stoße ich im Umgang mit

⁷ <http://derstandard.at/3204505/Migrationshintergrund-bildungsfern--und-doch-an-der-Uni>; 1.2.2010.

Angehörigen der gebildeten Oberschicht in den meisten Ländern dieser Welt zumindest auf keine sprachlichen Barrieren. Hingegen schränkt das Aufwachsen in einer Minderheitensprache die möglichen Sprachkontakte ein und erhöht die Wahrscheinlichkeit mit Diskriminierungen konfrontiert zu werden. Die ehemalige Habsburgermonarchie war nicht nur ein Vielvölkerstaat, sondern basierte bis zu ihrem Ende auf Mehrsprachigkeit, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Feindbild nationaler politischer Bewegungen wurde: Volkszählungen zwangen die Menschen, eine Muttersprache zu benennen; Mehrsprachigkeit akzeptierte nach 1873 die Statistik– und zunehmend auch die aufgeheizte nationale Öffentlichkeit – nicht mehr (vgl. Hobsbawm 1990, Anderson 1991, Gellner 1999). Sehen wir daher von der in Europa nach 1918 und erneut nach 1989 brutal durchgesetzten nationalen Einsprachigkeit ab, dann zeigt sich, dass Mehrsprachigkeit für viele Menschen ein normales Phänomen ist, da sie von vornherein mit mehreren Sprachen aufwachsen. Es ist in afrikanischen Ländern z.B. üblich, die regionale Sprache sowie eine Verkehrssprache und die offizielle (meist europäische) Landessprache zu beherrschen.

Sprachkenntnisse können den Zugang zu einer höheren sozialen Position fördern, aber auch behindern. Dass soziale Inklusion und Exklusion über Sprache funktioniert, ist ein alltäglich beobachtbares Phänomen. Und dabei ist nicht nur die Landessprache gemeint, sondern auch eigene Unterkategorien, wie Jugendsprachen, Wissenschaftssprache u.ä. Einen Abend lang mit JuristInnen unterwegs zu sein, kann das Gefühl hervorrufen, in einer fremden Welt gelandet zu sein. Nicht zuletzt spielt auch immer die non-verbale Sprache von Körper, Gestik und Mimik eine zentrale Rolle. Körperlicher Ausdruck, Verhalten und Kleidung vermitteln oft viel (auch oft viel Falsches) über die Person und entscheiden ebenso über Zugangsmöglichkeiten zu einer bestimmten Gruppe.

Dass das Erlernen der Muttersprache eine zentrale Bedeutung in der weiteren Entwicklung des Kindes einnimmt, ist mittlerweile bekannt. Bewiesen ist ebenso, dass erst durch die sprachliche Kompetenz in der Erstsprache eine weitere Sprache auf ähnlichem Niveau erlernt werden kann. Wie gut ich meine Muttersprache beherrsche, bestimmt also meine Lernerfolge in jeder anderen Sprache, wie die Fremdsprachendidaktik belegt (vgl. de Cillia 2007). In Schulen mit einem hohen Anteil migrantischer SchülerInnen wird dies zwar vermehrt beachtet, der „monolinguale Habitus“ der Schule ist aber weiterhin usus (vgl. Purkathofer/Mossakowski 2010). Mehrsprachigkeit wird meist als Belastung wahrgenommen, als mühsame Wirklichkeit, die im Schulalltag nur Mehraufwand bedeutet. Dies auch deshalb, weil viele migrantische Kinder und Jugendliche zwar Muttersprache und Sprache des Gastlandes sprechen, aber eben mit einigen, vor allem auf die Schriftform bezogenen

Defiziten. Vielen von ihnen wird fehlender Wille zur Integration unterstellt, sprachliche Mängel bringen neben schulischen Schwierigkeiten auch oft gesellschaftliche Ausgrenzung. Denn immer noch ist in den Köpfen vieler die Vorstellung eines homogenen Nationalstaates präsent, der auch die Landessprache vereinheitlicht. Migration und kulturelle und sprachliche Diversität stellen jedoch seit jeher Kennzeichen menschlichen Zusammenlebens dar.

Besonders durch die Entstehung des Nationalstaates im Europa des 18. Jahrhunderts wurde die Durchsetzung einer gemeinsamen Nationalsprache gefordert und gefördert. Nachdem in Westeuropa über viele Jahrhunderte hinweg in Kirche und Verwaltung Latein dominierte, wurde es nach und nach vom Vulgärlatein und den zahlreichen romanischen Varietäten abgelöst. Im nationalstaatlichen Denken musste aber eine romanische Sprache gewählt werden, um als offizielle Nationalsprache zu dienen. In Frankreich war es beispielsweise der Dialekt rund um Paris, in Italien der florentinische. Mehrsprachigkeit sollte zu Gunsten einer Staatssprache, deren landesweite Durchsetzung viele Mühen brachte, ersetzt werden. Der Kampf vieler Minderheitensprachen ums Überleben ist hart und oft wenig erfolgreich. Purkathofer und Mossakowski sprechen von einer heutigen „Renaissance des nationalsprachlichen Denkens“ (2010: 71), die gerade in Schulen Barrieren baut und Potentiale nicht ausschöpft.

Auch macht sich eine Priorisierung bestimmter Sprachen – im Vergleich mit anderen, die der Lebensrealität der SchülerInnen viel mehr entsprechen würden – bemerkbar. Das neusprachliche Gymnasium an der Grenze zu Slowenien lehrt Französisch, Englisch und Spanisch, verfügt aber über kein Wahlfach für die geografisch nahe liegende Sprache. Damit zeigen sich die Dominanz westlicher Sprachen und die Abwertung des östlichen Sprachraums. Allen voran die Vorherrschaft des Englischen, der neuen Weltsprache, die die ehemalige Universalsprache Französisch verdrängte. Diese Hegemonie bringt zweifellos Vorteile, kann ich doch mit einiger Sicherheit davon ausgehen, an meinem Urlaubsort irgendjemanden zu finden, der oder die ein paar Broken Englisch spricht. Wissenschaftliche und andere Debatten können sich international ausweiten und mit Hilfe des World Wide Web steht einer globalen Vernetzung kaum etwas im Wege. Aber nicht alle haben die Möglichkeit, Englisch zu erlernen und es sehen auch nicht alle darin etwas Erstrebenswertes. Genauso wie Sprache Zugang zur Welt ermöglicht, kann sie auch Exklusion bewirken.

Mehrsprachigkeit kann zu verschiedenen interessanten Phänomenen führen. Eines davon wird mit dem Terminus „Code Switching“ bezeichnet und ist in den öffentlichen Transportmitteln Wiens alltäglich erlebbar: ein mitgehörtes Gespräch, von dem man aber nur Bruchstücke

versteht, weil es scheinbar wahllos vom Deutschen ins Türkische und wieder zurück springt. Sprachwechsel kann verschiedene Hintergründe haben. Oft werden einfach Wörter aus der dominanten Sprache übernommen, weil es sie in der eigenen nun mal nicht gibt.

SprachwissenschaftlerInnen gehen allerdings davon aus, dass der spontane Wechsel nicht willkürlich passiert, sondern etwas über Gesprächssituation und SprecherIn aussagt: Vor dem Lehrpersonal plötzlich ins Türkische zu wechseln, verfolgt natürlich einen bestimmten Zweck.

Eine soziolinguistische Langzeituntersuchung, die von 1999 bis 2003 lief, hat sich mit den Defiziten von bilingualen SchülerInnen auseinandergesetzt und überraschende Ergebnisse erzielt (vgl. Brizić 2006, 2007). Diese Sprachstandserhebung von vorwiegend migrantischen SchülerInnen aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien hat die besondere Schwäche von türkischen Kindern in Deutsch ebenso wie in Türkisch gezeigt. Darauf hin wurden jene einer soziolinguistischen Studie unterzogen, bei der vorwiegend mit Elterngespräche gearbeitet wurde. Für Roma-Kinder wurden festgehalten:

„Die Minderheit der Roma erhielt, ähnlich wie in den meisten anderen Staaten, auch im ehemaligen Jugoslawien keinerlei muttersprachliche und kaum schulische Förderung: die Analphabetenrate war und ist exorbitant hoch. Dazu kommt ein überaus hohes Maß an gesellschaftlicher Diskriminierung. Die Sprache Romanes wird daher fast ausnahmslos innerfamiliär verwendet und meist mit anderen Sprachen (Serbisch, Rumänisch) gemischt oder aber zugunsten einer dominanten Sprache aufgegeben“ (Brizić 2006: 37).

Um eine Fremdsprache wie Deutsch gut lernen zu können, müssen Kinder ihre Muttersprache gut beherrschen. In Wiener Schulen gibt es zum Teil muttersprachlichen Ergänzungsunterricht, der diese Erkenntnisse zu berücksichtigen versucht. Er hilft aber dann nicht, wenn Serbisch gar nicht die Muttersprache der Kinder ist, wie dies bei Roma-Kindern der Fall ist.

Roma sind aber nicht als Einzige mit diesem Problem konfrontiert: Ähnliche Ergebnisse liegen für Kinder aus der Türkei vor, deren Eltern selbst erst kürzlich die türkische Sprache erworben haben. In der Türkei gibt es etwa 40 Sprachminderheiten, die ca. 40 Prozent der Bevölkerung ausmachen.

„Diese Sprachgemeinschaften aber unterliegen seit Gründung der modernen türkischen Republik einer kaum zu überblickenden Vielzahl sprachlicher und ökonomischer Diskriminierungsmaßnahmen bis hin zur Umsiedlung und Deportation“ (Brizić 2006: 36; vgl. weiterführend Brizić 2007).

Die Gründe für die Defizite sind hauptsächlich in gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen wie der Schuldichte im ländlichen Raum und der Förderung von

Minderheitensprachen zu suchen. So hat die Bildungsreform der 1920er Jahre, die Latein als neue Schriftsprache einföhrte und zahlreiche persische und arabische Elemente strich, bis heute nur einen kleinen Teil der türkischen Gesellschaft erreicht (vgl. Brizić 2006: 36). Lediglich die Bildungselite konnte mit diesen rasanten Änderungen mithalten, während die bäuerliche Landbevölkerung den umfassenden und rapiden Änderungen nicht folgen konnte. Im Vergleich mit den Ländern des ehemaligen Jugoslawien, in denen die Lage nicht gerade optimal ist, schneidet die Türkei in ihrer Sprachenpolitik schlecht ab und zeigt so den Zusammenhang von sprachlichen Kompetenzen und sprachpolitischen Maßnahmen (ebd. 37).

Der Lernkontext vieler migrantischer Kinder unterscheidet sich nicht nur in kultureller Hinsicht von jenem der Kinder aus der österreichischen Mehrheitsbevölkerung. Er ist von politischen und ökonomischen Machtverhältnissen geprägt, die ein selbstbewusstes emanzipatives Lernen erschweren. Die Erfahrungen von Roma-Kindern lehren, globale Zusammenhänge von Migration, Bildung und sozialem Status besser zu verstehen. Und es stellt sich die Frage, welchen Beitrag Bildung dazu leisten kann, dem Kreislauf von Herkunft aus der Diskriminierung, Scham, Verleugnung, schlechten schulischen Ergebnissen und daher weiterhin Verbleib in subalternen Position zu entkommen.

3 Vielfältig ungleiche Mobilität – ein Forschungsprogramm

Die hier ausgeführten Überlegungen zur räumlichen und sozialen Mobilität zeigen, dass sich Menschen auf vielfältige Weise und aufgrund unterschiedlicher Motive in der Gesellschaft und im Raum bewegen. Welche Handlungsmöglichkeiten und -barrieren ergeben sich daraus für Individuen und Gruppen? Wer hat welches Verständnis von Mobilität? Wie wird Mobilität gedeutet? Welche Rolle für die Identität spielt die Teilnahme am öffentlichen Verkehr oder die Freizeitgestaltung in einem Park? Welche schulischen und beruflichen Zukunftsperspektiven haben Jugendliche, welche Zukunftswünsche? In einem ersten Schritt gilt es, diese Mobilitätserfahrungen und –wünsche, besonders von Jugendlichen, zu verbalisieren und zu systematisieren.

Dieses Handeln erfolgt nicht einfach selbstbestimmt, sondern ist gesellschaftlich eingebettet und maßgeblich von Strukturen, Institutionen und sozialer Position abhängig. Daher kann Mobilität im Spannungsfeld von sozialer Ungleichheit und kultureller Vielfalt nicht verstanden werden, ohne die Strukturen und Institutionen zu identifizieren, die Vielfalt bzw. Ungleichheit fördern oder behindern. Gesellschaftliche Bereiche wie Sozial- und Stadtpolitik, Familie, Bildungs- und Beschäftigungssysteme oder Asylpolitik spielen dabei eine große Rolle.

Dies legt die Grundlage für die Erarbeitung eines Strukturmodells der Mobilität von Jugendlichen in migrantisch geprägten Milieus. Um dieses Modell gesamtgesellschaftlich relevant zu machen und in Theorien zu städtischen Zusammenhalt einzuarbeiten, konzentrieren sich unsere Forschung nicht nur auf die individuelle Mobilität von Jugendlichen. Die Analyse muss das größere Ganze in Beziehung zu Gruppen und Individuen setzen, indem die Durchlässigkeit einer Gesellschaft untersucht wird. Eine höhere Mobilität auf der Mikroebene bedeutet nicht unbedingt, dass eine Gesellschaft in sich durchlässig ist, und noch weniger sagt dies etwas über Ungleichheitsstrukturen innerhalb derselben aus.

Ich kann als Einzelperson mit meinem eigenen Auto meine räumliche und in weiterer Folge auch soziale Mobilität steigern. Wenn nun aber der Großteil der Bevölkerung demselben Streben nach Mobilität folgt und der Besitz eines Autos die Voraussetzung dafür wird, so wie das in vielen westlichen Ländern ab den 1950er Jahren der Fall war, wirkt sich dies auf gesamtgesellschaftlicher Ebene negativ aus. Investitionen flossen zunehmend in den Straßenbau und die städtische Infrastruktur kam durch unter Druck.

Im Zusammenhang mit dem zu entwickelnden Strukturmodell ist es daher ausschlaggebend kritisch zu hinterfragen, auf welchen Ebenen und mit welchen Auswirkungen erhöhte

Mobilität von Jugendlichen stattfindet. Angebote wie individuelle Freiheit durch flexible Arbeitszeiten, große Aufstiegschancen durch Unternehmergeist gelten als Chance, die individuelle Mobilität zu erhöhen. Dass es sich dabei auch um einen Abbau des Arbeiternehmerschutzes, die Kommodifizierung unserer Arbeitskraft und Veränderung der Ausrichtung des Arbeitsmarkts und der Sozialpolitik handelt, die soziale Ungleichheit mitunter festigen und verstärken, wird dabei wenig bekannt. In der Literatur zur Mobilität steht deswegen die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Klassenstrukturen und Mobilität im Zentrum (vgl. Goldthorpe/ Llewellyn/ Payne 1987; Allmedinger/Hinz 1997).

Bedeutet erhöhte Mobilität von Jugendlichen mit Migrationshintergrund, dass Ungleichheit zwischen MigrantInnen und ÖsterreicherInnen in Wien abgebaut wird und dass sich kulturelle Diversität nun verstärkt positiv auf gesellschaftliche Mobilität auswirkt? Oder kommt es nur zu erhöhter Mobilität von spezifischen Gruppen in spezifischen Bereichen? Wenn mehr SchülerInnen von Kooperativen Mittelschulen nach dem Abschluss der Schulpflicht in den Arbeitsmarkt integriert werden, müssten zuerst die Dynamiken und Strategien der Arbeitsmarktpolitik kritisch hinterfragt werden, bevor Aussagen über den Zusammenhang von individueller Mobilität, gesellschaftlicher Durchlässigkeit und Gerechtigkeit getroffen werden.

Die Generierung dieses Strukturmodells und das bessere Verständnis des gesellschaftlichen Zusammenhangs ist Voraussetzung, um in Zusammenarbeit mit den SchülerInnen Barrieren und Brücken zu identifizieren, die Mobilität einerseits und sozialen Zusammenhalt andererseits erleichtern oder erschweren. Im Rahmen des transdisziplinären Projekts wird angestrebt, dass Mädchen und Burschen strukturelle Rahmenbedingungen besser verstehen und Handlungspotentiale erkennen. Schließlich ist die Frage der Mobilität eng verbunden mit derjenigen der Freiheit (vgl. Sen 1999). Das Motto der besitzbürgerlich individualistischen Konzeption von Freiheit wird mit „Freie Fahrt für freie Bürger“ auf den Punkt gebracht. Der motorisierte Individualverkehr verkörpert Freiheit. Dem gilt es ein Bild entgegenzustellen, dass Mobilität anders denkt und lebt. Freiheit, die die individuellen und gesellschaftlichen Interessen verbindet, ermöglicht ein gutes Leben in der Stadt, ermöglicht, die individuellen Bedürfnisse nach Bewegung, Veränderung, Aufstieg und Freiheit mit denjenigen anderer zu verhandeln und vereinbar zu machen. Im besten Fall eröffnet das Projekt Burschen und Mädchen neue Perspektiven für ihr Leben – dann hätte Forschung ihre Aufgabe erfüllt, gesellschaftlich relevantes Wissen zu produzieren.

4 Literatur

- Alexander, Jeffrey (2006): The Civil Sphere. Oxford University Press.
- Allmann, Barbara (1998): Semmeringbahn. Die größte Baustelle Europas. In: Wiener Zeitung, 30.5.1998.
- Allmedinger, Jutta/ Hinz, Thomas: Mobilität und Lebensverlauf: Deutschland, Großbritannien und Schweden im Vergleich. In: Hradil, Stefan/Immerfall, Stefan (1997): Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich. Opladen: Leske&Budrich, 247-287.
- Alavi, Nasrin (2005): Wir sind der Iran: Aufstand gegen die Mullahs – die junge persische Weblog Szene. Köln: KIWI.
- Anderson, Benedict (1991): Imagined Communities. London: Verso.
- Aufhauser, Elisabeth (2000): Migration und Geschlecht. Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der internationalen Migration. In: Husa, Karl / Parnreiter, Christoph / Stacher, Irene (Hg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt a.M./Wien: Brandes&Apsel/Südwind, 97–122.
- Atzmüller, Roland (2009): Die Entwicklung der Arbeitsmarktpolitik in Österreich. Dimensionen von *workfare* in der österreichischen Sozialpolitik. In: kurswechsel 4/2009, 24-34.
- Bacher, Johann (2003): Soziale Ungleichheit und Bildungspartizipation im weiterführenden Schulsystem Österreichs. In: ÖZS 28 (3), 3-32.
- Bade, Klaus J. (2002): Europa in Bewegung: Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Beck: München.
- Bade, Klaus J. (Hg., 2007): Enzyklopädie der Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Ferdinand Schönigh / Wilhelm Fink: Paderborn / München.
- Bauböck, Rainer (2001): Ethnic Business. Einwanderer als Unternehmer. In: Volf, P. / Bauböck, Rainer: Wege zur Integration. Was man gegen Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit tun kann. Hg. vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Abteilung Gesellschaftswissenschaften. Klagenfurt: Drava.
- Blodek, Cristina / Borufka, Nina / Fischl, Maria-Christina / Steinkellner/ Zobernig, Thomas (2009): Zugänglichkeit zu öffentlichen Orten in Wien – Barrieren für Mobilität. Seminararbeit im Rahmen der Lehrveranstaltung „Konflikt und Dialog der Kulturen“ Sommersemester 2009, WU Wien.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (franz. La distinction. Critique sociale du jugement. Paris 1979).
- Bricke, Dieter W. (1995): Minderheiten im östlichen Mitteleuropa. Deutsche und europäische Optionen. Baden-Baden: Nomos (Stiftung Wissenschaft und Politik: Aktuelle Materialien zur Internationalen Politik ; 38).
- Brizić, Katharina (2006): Das geheime Leben der Sprachen. Eine unentdeckte migrantische Bildungsressource. In: kurswechsel 2/2006, 32-43.
- Brizić, Katharina (2007): Das geheime Leben der Sprachen. Gesprochene und verschwiegene Sprachen und ihr Einfluss auf den Spracherwerb in der Migration. Münster: Waxmann.

- De Cillia, Rudolf (2007): Spracherwerb in der Migration. In: Informationsblätter des Referats für interkulturelles Lernen des BMUKK, Nr. 3/2007.
- Erlar, Ingolf (Hg., 2007): Keine Chance für Lisa Simpson? Soziale Ungleichheit im Bildungssystem. Wien: Mandelbaum.
- Esping-Andersen, Gøsta (1990): The three worlds of welfare capitalism. Cambridge: Polity Press.
- Faßmann, Heinz (1995): Der Wandel der Bevölkerungs- und Siedlungsstruktur in der Ersten Republik. In: Emerich Talos (Hg.), Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918-1933. Wien: Manz.
- Fassmann, Heinz / Stacher, Irene (Hg., 2003): Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht; demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen, rechtliche Rahmenbedingungen. Klagenfurt/Celovec: Drava.
- Fassmann, Heinz (Hg., 2007): 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht Klagenfurt / Celovec: Drava.
- Freire, Paulo (1977): Erziehung als Praxis der Freiheit. Beispiele zur Pädagogik der Unterdrückten. Hamburg: Rowohlt.
- Gächter, August (2007): Richtig über soziale Mobilität reden. Arbeitspapier Migration und soziale Mobilität. <http://www.zsi.at/attach/p407isop.pdf>, 8.1.2010.
- Gantner, Martin (2009): Sag mir, wo du wohnst ... und ich sage dir, wann du stirbst! In: Falter 37/09, 10f.
- Gellner, Ernest (1999): Nationalismus. Kultur und Macht. Berlin: Siedler.
- Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt/M: Campus.
- Goldthorpe, John H. / Llewellyn, Catriona / Payne, Clive (1987): Social mobility and class structure in modern Britain. Oxford: Oxford University Press.
- Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm (1854-1960): Deutsches Wörterbuch. 16 Bde. [in 32 Teilbänden]. Leipzig: S. Hirzel.
- Gürses, Hakan / Kogoj, Cornelia / Matzl, Sylvia (Hg., 2004): GASTARBAJTERI. 40 Jahre Arbeitsmigration. Wien: Mandelbaum.
- Habermas, Jürgen (1995): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. 4. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haider, Günter / Reiter, Claudia (Hrsg., 2004): PISA 2003 - Internationaler Vergleich von Schülerleistungen. Nationaler Bericht. Graz: Leykam.
- Haider, Günter (2007): Chancengerechtigkeit - Anspruch und Realität. In: Schnider, Andreas (Hg.): XY gelöst. 99 Thesen zur Schulpolitik. Graz: Leykam, 65-93.
- Halwachs, Dieter (2004): Roma und Romani in Österreich. http://romani.uni-graz.at/romani/download/files/ling_rom_at_d.pdf; 1.2.2010.
- Hamedinger, Alexander (1998): Raum, Struktur und Handlung als Kategorien der Entwicklungstheorie. Eine Auseinandersetzung mit Giddens, Foucault und Lefebvre. Frankfurt a.M.: Campus.
- Heinschink, Mozes F. / Hemetek, Ursula. (Hg., 1994): Roma. Das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien u.a.: Böhlau.
- Herzog-Punzenberger, Barbara (2003): Ethnic Segmentation in School and Labor Market – 40 Year Legacy of Austrian Guestworker Policy. In: IMR 37 (4), 1120-1144.

- Hradil, Stefan / Immerfall, Stefan (1997): Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich. Opladen: Leske&Budrich.
- Hobsbawm, Eric (1990): Nations and Nationalism since 1780. Programme, Myth, Reality. Cambridge: Press Syndicate of the University of Cambridge.
- Hodkinson, Paul / Lincoln, Sian (2008): Online Journals as Virtual Bedrooms? Young People, Identity and Personal Space. In: YOUNG 16 (1), 27-46.
- Husa, Karl / Parnreiter, Christoph / Stacher, Irene (Hg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt a.M./Wien: Brandes&Apsel/Südwind (= HSK-IE ; Band 17).
- Klinger, Cornelia (2010): Gerechtigkeit, Menschenrechte und Demokratie. (Manuskript zur Sommerakademie der Grünen Bildungswerkstatt 2009).
- Knoflacher, Hermann (2007): Das Auto macht uns total verrückt. In: Die Zeit 38, 13.9.2007. http://www.zeit.de/2007/38/Interv_-Knoflacher, 20.1.2010.
- Komlosy, Andrea (2003): Grenze und ungleiche regionale Entwicklung. Binnenmarkt und Migration in der Habsburgermonarchie. Wien: Promedia.
- Komlosy, Andrea (2004): Migration und Freizügigkeit. Habsburgermonarchie und Europäische Union im Vergleich. In: Becker, Joachim / Komlosy, Andrea (Hg.): Grenzen Weltweit. Zonen, Linien, Mauern im historischen Vergleich. Wien: Promedia/Südwind (= HSK-IE ; Band 23), 101-24.
- Lebhart / Marik-Lebeck (2007): Zuwanderung nach Österreich: aktuelle Trends. In: Fassmann Heinz (Hrsg.): 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Klagenfurt/Celovec: Drava, 145.
- Lefebvre, Henri (1991): The Production of Space. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Liegeois, Jean-Pierre (1995): Roma/Gypsies. A European minority. London: Minority Rights Group. (MRG International Report)
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lutz, Helma (Hg., 2009): Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Makdisi, George (1981): The Rise of Colleges. Institutions of Learning in Islam and the West. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Marshall, Thomas (1950): Citizenship and Social Class, and other Essays. Cambridge: Cambridge University Press.
- Meyer (1908): Meyers Großes Konversations-Lexikon, Band 14. Leipzig.
- Mill, John Stuart (1869): The Subjection of Women. In: Wollheim, Richard (Hg., 1995): Three Essays. Oxford/ New York: Oxford University Press
- Mitterauer, Michael (1986): Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Morokvasic, Mirjana (2009): Migration, Gender, Empowerment. In: Lutz, Helma (Hg.): Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 28-51.
- Münz, Rainer (2005): Weltbevölkerung und weltweite Migration. In: Kolland, Franz / Gächter, August (Hg.): Einführung in die Entwicklungssoziologie. Themen, Methoden, Analysen. Wien: Mandelbaum, 43-64.

- Nikolić, Mišo (2000): ... und dann zogen wir weiter. Lebenslinien einer Romafamilie. 2. Aufl. Klagenfurt/Celovec: Drava.
- Nikolić, Mišo (2000): Landfahrer. Auf den Wegen eines Rom. Klagenfurt/Celovec: Drava.
- Novy, Andreas (2001): Brasilien: Die Unordnung der Peripherie. Von der Sklavenhaltergesellschaft zur Diktatur des Geldes Wien: Promedia.
- Novy, Andreas (2007): 'Die Welt ist im Werden – Über die Aktualität von Paulo Freire'. In: Journal für Entwicklungspolitik 23 (3), 29-57.
- Novy, Andreas/ Beinstein, Barbara/ Voßemer, Christiane (2008): Methodologie transdisziplinärer Entwicklungsforschung. Aktion & Reflexion. Texte zur transdisziplinären Entwicklungsforschung und Bildung; Heft 2.
http://www.paulofreirezentrum.at/documents/pdfs/2010/Aktion&Reflexion_Heft_2.pdf, 9.3.2010.
- Novy, Andreas et al. (2008): Dialog oder Konflikt der Kulturen?. Aktion & Reflexion. Texte zur transdisziplinären Entwicklungsforschung und Bildung; Heft 1.
http://www.paulofreirezentrum.at/documents/pdfs/2008/Reader_Dialog_oder_Konflikt_der_Kulturen_2008_10_04.pdf, 9.3.2010.
- Nusche, Deborah/ Shewbridge, Claire/ Rasmussen, Christian Lamhauge (2009): OECD Reviews of Migrant Education. Dezember 2009.
<http://www.pfz.at/documents/pdfs/2010/OECD%20Bericht.pdf>, 2.3.2010
- Nuscheler, Franz / Wittmann, Veronika (2008): Global Digital Divide: eine neue Dimension der Zentrum-Peripherie-Polarisierung. In: Journal für Entwicklungspolitik 24 (1), 99-121.
- Österreichische HochschülerInnenschaft, Paulo Freire Zentrum (Hg., 2005): Ökonomisierung der Bildung. Tendenzen, Strategien, Alternativen. Wien: Mandelbaum.
- Otto, Kathleen (2004): Geografische und berufliche Mobilitätsbereitschaft im Berufsverlauf: Der Einfluss von Persönlichkeit, sozialem Umfeld und Arbeitssituation. Dissertation vorgelegt der Philosophischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Fachbereich Erziehungswissenschaften. http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=974120693&dok_var=d1&dok_ext=pdf&filename=974120693.pdf; 29.12.2009.
- Parnreiter, Christof (2000): Theorien und Forschungsansätze zu Migration. In: Husa, Karl / Parnreiter, Christoph / Stacher, Irene (Hg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt a.M./Wien: Brandes&Apsel/Südwind, 25-52.
- Puffler, Karl (2000): „Vor 50 Männern entbunden“. In: Wiener Zeitung 4.8.2000.
- Purkathofer, Judith / Mossakowski, Jan (2010): Über Sprache hinaus... In: RAISON (4), 71-76.
- Prucha, Nico (2009): Praktische Erfahrungen aus dem Online-Dschihad: Anwendungsbeispiel der Online-Welten der „al-Qa’ida“: Yaman Mukhaddab, ein Online-Sympathisant
http://www.oaip.ac.at/fileadmin/Unterlagen/Dateien/Publikationen/Online_Dschihad.pdf 3.2.2010.
- Reinprecht, Christoph (2010): Bevölkerungsstruktur, Migration, Lebensformen. In: Kolland, Franz / Dannecker, Petra / Gächter, August / Suter, Christian (Hg.): Soziologie der globalen Gesellschaft. Eine Einführung. Wien: Mandelbaum, 77-104.
- Rosenberger, Sieglinde / Sauer, Birgit (2009): Welche Gegenwart, welche Zukunft? Keine/eine/doppelte Integration? Eine qualitative Paneluntersuchung über die Entwicklung

- von Einstellungen und Erwartungen in Bezug auf Familie und Beruf bei Wiener Schülerinnen und Schüler mit muslimischem (Migrations-)Hintergrund
http://inex.univie.ac.at/uploads/media/LAF-Abschlussbericht_291209_Endversionb.pdf
- Rosenberger, Sieglinde (2010): Migration als Spielball der Politik. In: univie. Das Alumni-Magazin der Universität Wien, Nr. 1/2010, 11-17.
- Sauer, Petra / Völkerer, Petra (2009): Bildung und Demokratie. Schafft Bildung sozialen Zusammenhalt? <http://wien.arbeiterkammer.at/bilder/d113/BildungundDemokratie.pdf>, 8.1.2010.
- Schaefferberger, Michael (2010): Safer Internet. Qualitative Studie über Chancen und Gefahren von Social Communities. Institut für Jugendkulturforschung.
http://www.jugendkultur.at/Bericht_Safer%20Internet_qualitativ_Online_Version.pdf, 10.3.2010
- Schlechter, Hans-Jörg (2009): Der öffentliche Raum ist nicht mehr für alle öffentlich. In: Augustin 12/2009; <http://www.augustin.or.at/article1408.htm>; 8.1.2010.
- Schnider, Andreas (Hg., 2007): XY gelöst. 99 Thesen zur Schulpolitik. Graz: Leykam.
- Schreiner, Claudia / Schwantner, Ursula (2009): PISA 2006. Österreichischer Expertenbericht zum Naturwissenschaftsschwerpunkt. Graz: Leykam. <http://www.bifie.at/pisa-2006-oesterreichischer-expertenbericht>, 1.2.2010.
- Sen, Amartya (1999): Development as Freedom. Oxford: Oxford University Press.
- Sennett, Richard (1986): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main: Fischer.
- Sennett, Richard (2010): Das 20. Jahrhundert verschlafen. Interview von Jenny Friedrich-Fraska und Karola Klatt mit Richard Sennett. In: Der Standard, 23. Jänner 2010. Album A3.
- Statistik Austria (2009):
http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/index.html, 3.3.2010
- Steinmayr, Andreas (2009): Die Bildungssituation der zweiten Zuwanderergeneration in Wien. ÖIF Dossier Nr.3.
http://www.integrationsfonds.at/wissen/oef_dossier/oef_dossier_n3/#c4420, 3.3.2010.
- Stojka, Ceija (1988): Wir leben im Verborgenen. Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin. Wien: Picus.
- Stojka, Ceija (1992): Reisende auf dieser Welt. Aus dem Leben einer Rom-Zigeunerin. Wien: Picus.
- Stojka, Ceija (2005): Träume ich, dass ich lebe? Befreit aus Bergen-Belsen. Wien: Picus.
- Stojka, Karl / Pohanska, Reinhard (1994): Auf der ganzen Welt zu Hause. Das Leben und Wandern des Zigeuners Karl Stojka. Wien: Picus.
- Tausch, Arno (2010): Krise der Universitäten – was nun? In: RAISON, Nr. 4, 1/2010, 18-29.
- The other nomads (1987): Peripatetic minorities in cross-cultural perspective. Köln: Böhlau (Kölner Ethnologische Mitteilungen ; 8).
- UNHCR (2008): Statistical Yearbook 2007. <http://www.unhcr.org/4981b19d2.html>, 11.3.2010.

VCÖ (Hg.): Soziale Aspekte von Mobilität. (= VCÖ Schriftenreihe „Mobilität mit Zukunft“ 1/2009). Wien 2009.

Wolf, Winfried (2007): Verkehr.Umwelt.Klima. Die Globalisierung des Tempowahns. Wien: Promedia.

Literatur zum Prolog: Kleiner Abgesang auf die Mobilität

Enzensberger, Hans-Magnus (2003): Die Geschichte der Wolken. 99 Meditationen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Enzensberger, Hans-Magnus (1958): Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus. In: Merkur 12, 701-720.

Hölderlin, Friedrich (1998): Gedichte. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Jochem Schmidt. Frankfurt am Main: Insel.

Janosch (2005): Oh, wie schön ist Panama. Die Geschichte, wie der kleine Tiger und der kleine Bär nach Panama reisen. Weinheim: Beltz & Gelberg (Erstersch. 1978).

Koestler, Arthur (2005): Als Zeuge der Zeit. Das Abenteuer meines Lebens. Aus dem Englischen von Franziska Becker, Heike Curtze und Eduard Thorsch. Frankfurt am Main: Fischer (Original 1983).

Maistre, Xavier de (1922): Voyage autour de ma chambre. In: ders., voyage autour de ma chambre. expédition nocturne, le lépreux de la cité d'Aoste, les prisonniers du Caucase, la jeune sibérienne. Berlin: Internationale Bibliothek (Bibliothèque française ; 37).
<http://www.gloubik.info/livres/demaistre/voyage-autour-de-ma-chambre.html>; 19.1.2010.